

Klosterbrief 2010

Deutsches orthodoxes Heiliges Dreifaltigkeitskloster Buchhagen



Vom Heiligtum her Segen und Gruß!

20 Jahre deutsches orthodoxes Dreifaltigkeitskloster Buchhagen! Gott sei Ehre, Lob und Dank, daß Er dieses Tor zum Himmel hier auf Erden mitten in der Verlorenheit gestiftet hat!

Vor 21 Jahren fiel die Mauer, die unser Land politisch getrennt hatte. Wir meinen, es ist Zeit, daß auch die andere Mauer fällt, die unser Volk von Gott und von sich selbst trennt. Im Psalm 17 heißt es: „Einem Volke, wo Demut herrscht, schenkst Du Dein Heil“. Demut ist ja Mut zum Dienen, zur Wahrheit, und hat sehr viel mit innerer Freiheit und menschlicher Größe zu tun. Wahre Demut vor Gott verbiegt nicht, sondern richtet auf.

Allen Familiaren und Freunden wünschen wir von ganzem Herzen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr 2011.

+ Archimandrit Johannes und die Väter mit mir

Titelbild: die geplante Klosterkirche, Ansicht von Westen

Jahresüberblick

Der lange, strenge Winter zu Jahresbeginn schnitt uns wiedereinander wohlthuend von der Welt ab. Selbst unser Auto mußte am Fuß des Berges mehr als 3 Monate im Eril ausharren. So war Raum für die inneren Arbeiten gegeben. Der Altvater arbeitete die naturtönigen Kirchentönen weiter aus und erstellte kunstvolle Tonleitertafeln für jeden Wochenton und seine verschiedenen Spielarten. Mittlerweile (am Jahresende) ist aus dieser Arbeit ein Lehrbuch „Der Weg zum naturtönigen Kultgesang“ entstanden, welches wir, so Gott will, Anfang nächsten Jahres in Verbindung mit einer Hörbeispiel-CD herausgeben. Einen großen Bogen von der Frühzeit bis in unsere Tage spannend, durchleuchtet es die musikalische und geistige Entwicklung der Antike und des Abendlandes vom Glanze Gottes her und öffnet das Verständnis für erstaunliche Zusammenhänge. Außerdem wird das Handwerkszeug für den Umgang mit den Naturtönen (Obertönen) geliefert und deren symbolischer Gehalt eröffnet. Eine echte Fundgrube für alle, die sich in diesem Bereich bilden möchten.

Wie wir im Frühjahr feststellen mußten, hatten sich, während wir in der warmen Stube Naturtöne singen lernten, die Wühlmäuse an unseren schönen Obstbäumen verzerrt, so daß wir die meisten von ihnen wie einen toten Stock aus der Erde ziehen konnten. Durch das eigentümlich kaltneblige Wetter zur Zeit des Bienenfluges wurden die Nestbäume nur mangelhaft bestäubt, so daß die Ernte diesmal mager ausfiel, aber die Äpfel und Birnen die es geschafft haben, schmeckten umso besser.

Die große Fastenzeit verbrachte Christoph Georg Gille zur Vorbereitung auf seine Taufe bei uns, er erhielt den Taufnamen Justin, nach Justin dem Philosophen und Märtyrer, dessen Gebeine in unserem Heiligtume ruhen. Neben ihm empfingen 3 weitere Täuflinge das Mysterium der Erleuchtung: Sabas der Gote (Sven Albrecht), Walburga (Steffi Mänike) und Anastasia (Melanie Eucker). Wie schon oft wurden die Taufnamen erst im Moment des Vollzuges offenbar und so waren die in Licht Gefleidenten eine echte Erscheinung.

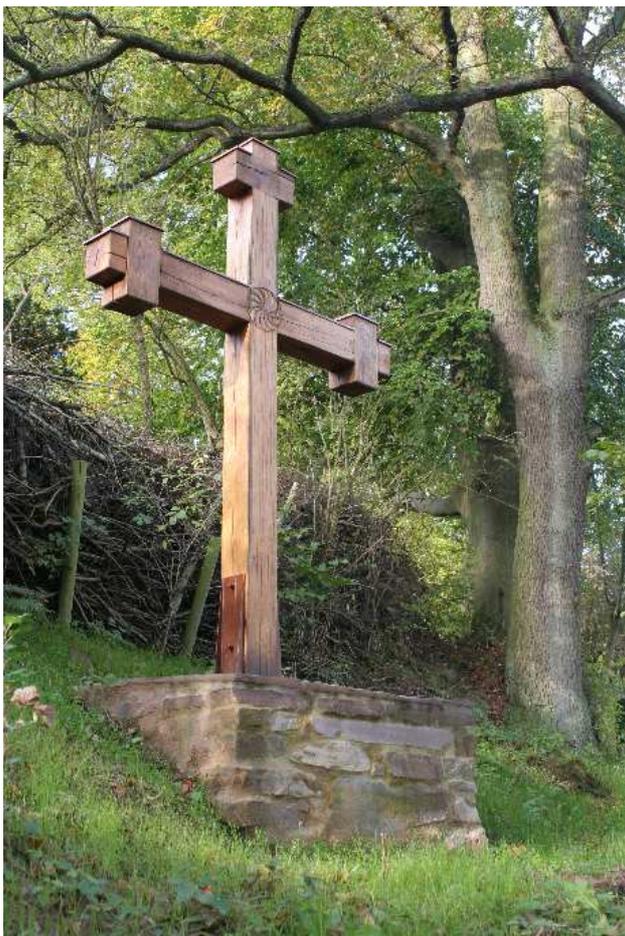
Das nach georgischen Vorbildern dreistimmig erweiterte „Christ ist erstanden“ wurde zum goldenen österlichen Faden, der uns durch Georgien, das heilige Land am Kaukasus, führte. Gleich nach Ostern brachen wir zu unserer einmonatigen Studien- und Pilgerfahrt auf, womit sich ein alter Traum des Altvaters erfüllte. (Siehe Reisebericht!)

Nach der Rückkehr aus Georgien fanden wir die Zeit wie stehengeblieben; durch das kalte Wetter hatte der Frühling noch nicht Fuß gefaßt. Ende Mai wurde die vom Bildhauermeister Richard Janzen gefertigte Pilgerbank aufgestellt.

Mai und Juni waren von den liturgischen Festtagen beherrscht: von Himmelfahrt, unserem im Stillen begangenen Klosterweihfest Pfingsten, dann der Prozession mit dem Allerheiligenschrein, eine Woche später der Feier Allerheiligen Deutschlands, schließlich den Heiligenfesten unserer Heiligen, Justin des Martyrers und des Apostels Bartholomäus (Nathanael) und dem Muttergottesfest „Wahrhaft Würdig“, das wir in der Kapelle unserer Schwester Edda Maria Schäfer feierten.

Im Juni teilte uns das Büro des Landrates mit, daß der Kreistag Holzminden einen endgültigen Beschluß gegen die Aufhebung des Landschaftsschutzes und den Bau der geplanten Ziegenfabrik gefällt hat. So hat sich der Widerstand gelohnt. Rechtsempfinden und Verantwortungsgefühl haben sich diesmal gegen rücksichtsloses Nutz- und Profitdenken behauptet. Gott sei Dank!

Nach Peter und Paul begannen die diesjährigen Werkwochen: Vater Lazarus und Vater Panteleimon brachten gemeinsam mit Leo und den beiden Markusöhnen Jeremias und Simon die bisherige Refordernte an Johanniskrautblüten ein. Dadurch konnten wir soviel Rotöl ansetzen, daß es ausreichte, um über Manufactum (Gutes aus Klöstern) verkauft zu werden. Daß dort der Buchhäger Psalter, die Liturgie=CD, unser Johanniskraut-Hautöl und Buchhäger Wildkirschliför gelistet sind, haben wir



dem außerordentlichen Einsatz von Herrn Erdmann, dem Initiator von „Gutes aus Klöstern“ zu verdanken. Daß Herr Martin Erdmann nicht nur ein geisteswissenschaftlich und sprachlich hochgebildeter, sondern vor allem ein betender Geschäftsmann ist, erfüllt mit Hochachtung; und die Früchte zeigen, daß geistiges Leben unter allen Umständen möglich ist.

Während die anderen Blüten sammelten, zimmerte Vater Symeon mit Bruder Markus die Verschalung für den Sockel des Wegekreuzes und betonierte die entsprechenden Halterungen für das Kreuz. Der Betonblock wurde später mit Sandstein verkleidet, das Gelände wieder beigearbeitet und ein kleiner Pfad zum Kreuz gebahnt. Bildhauermeister Richard Janzen fertigte das Kreuz nach Entwürfen von Vater Abt in der Art eines

Dreifaltigkeitskreuzes, in Maßverhältnissen, wie wir sie bei einem schlichten Eichenkreuz im Heiligtum der „Lebendigen Säule“ in Georgien gesehen hatten. Im Kreuzungspunkt ist ein Sonnenwirbel eingeschnitten, ein uraltes Symbol Christi, den wir als Sonne der Gerechtigkeit besingen. Das Kreuz wurde aufgerichtet und geweiht, und segnet nun alle, die vorüberkommen oder zum Heiligtum aufsteigen. Es wurde in der Nachbarschaft und bei den Wanderern sehr gut aufgenommen. Eine Dame meinte, daß vom Kloster immer ein ganz besonderer Friede ausgehe.

Mitte Juli trafen zu den Werkwochen 4 baumstarke Helfer (unsere Brüder Ansgar und Jeremias, sowie Peter Kruschwitz und Andreas Lechner) ein, so daß wir, ohne wirklich zu ahnen was wir uns damit aufluden, die Südwand der Krypta im Kreuzgangbereich in Angriff nahmen. Das hieß: bis auf die Fundamente freischachten, wofür wir zu sechst fast eine Woche brauchten und irgendwann nicht mehr wußten, wohin mit dem Aushub. Dann wurde eine dem Geländeverlauf angepasste Verschalung gezimmert und entsprechend versteift. Beim Betonieren halfen zusätzlich unsere Brüder Jakob und Julian, sowie Thomas und Pridon. Anschließend mauerten wir konventsintern bis zum Bodenniveau mit Kalksandstein, brachten eine solide Isolierung gegen Wasser an und füllten den großen Kiesberg per Schubkarre wieder ein. Durch Fa. Meier wurde schließlich die eigentliche Sandsteinmauer vom Kreuzgangniveau bis zur Kryptaoberkante aufgeführt, wobei der



Altvater aufgrund seiner Maurer- erfahrung die Rundbögen setzte.

Eigentlich wollten wir ja dieses Jahr nichts bauen, aber nach Gesprächen mit Fachleuten war festgestellt worden, daß sich aus bauphysikalischen Gründen permanent Kondenswasser in der Holzdecke der Krypta bildet, die Holzdecke somit langfristig gefährdet und das Raumklima

beeinträchtigt ist. Solange der Tempel oben nicht gebaut ist, kann nur eine entsprechende auf die Krypta aufgebrachte Wärmeisolierung den Taupunkt aus der Holzdecke nach außen verschieben und so das Problem lösen. Da wir langfristig planen müssen, wurde beschlossen, die Grundmauern des Tempels schon anzulegen und die Wärmeisolierung dazwischen einzubringen, um so jederzeit mit dem Tempelbau fortfahren zu können, ohne die Isolierung aufreißen zu müssen. Mit der Ausführung wurde Firma Meyer aus Lobach beauftragt.

Ja, es waren historische Momente, als die Tempelmauern sich immer mehr abzeichneten. Und obwohl die Kreis säge dröhnte und der Altuschrauber sirrte, spürte man, was es bedeutet haben muß, daß der erste Tempel zu Jerusalem im Schweigen erbaut worden ist. Eine wonnigliche Ruhe tiefer Freude lag auf dem Heiligtum. Wie

schon zum Abschalen des Weihwasserbrunnens, war auch diesmal Markus mit seinen Söhnen zu Gast, die uns halfen die Fundamente zu enthüllen. Schließlich legten wir noch sämtliche Binnenmauern mit Klinkern an, so daß die vollständige Grundstruktur des Tempels nun erkennbar ist. Nur die Wärmeisolierung konnte wegen des Wetters und der noch unklaren Kalkulation nicht mehr aufgebracht werden.



Im August empfing Vater Symeon nach eingehender Prüfung und Vorbereitung und nachdem er eine Nacht, einen Tag und eine Nacht im heiligen Grab verbracht hatte, in der göttlichen Liturgie am frühen Morgen des 21. 08. 2010 (Gedenktag des hl. Apostels Thaddäus) die **Mönchsweihe** der großen heiligen engelgleichen Gestalt (megalo aggeliko Schima). Nachtwache und Weiheliturgie wurden konventsintern gehalten. Damit hat er jetzt auch die Gnadenvollmacht, selbst als Altvater zu dienen. Die Predigt zu seiner großen Weihe ist auf CD erhältlich.

Ende August waren wir wieder mit unserem Stand auf dem Klostermarkt in Dahlheim vertreten, wobei uns unsere Brüder Richard, Ansgar, Markus, Jakob-Christian und Leo abermals treu und tatkräftig zur Seite stunden. Trotz des schlechten Wetters ließen sich's die Besucher nicht verdrießen.

In Vorbereitung auf das **20 jährige Klosterjubiläum** wurden die bröselig und moosig gewordenen Fugen am Weihwasserbrunnen neu verfugt und anschließend alle

Sandsteinteile hydrophobiert, wodurch das Regenwasser jetzt merklich schneller abtrocknet und erneuter Moosbildung und Verwitterung gesteuert wird. Die Brunnenkulptur ließ sich bis dahin leider nicht mehr verwirklichen, aber der in Kupfer getriebene Doppeladler wurde von Kunstschmiedemeister Georg Petau und das Adlerkreuz von Goldschmiedemeister Thore Blume fertiggestellt, so daß dieses Ensemble schon aufgebaut werden konnte.

Unser 20 jähriges Jubiläum stand unter dem Motto „**Gestaltwerdung des Heiligen und geistiger Kampf**“. Wir begingen es in kleinem Rahmen am Familiarenwochenende um den 3. Oktober mit geistlicher Unterweisung, der öffentlichen Wasserweihe am Samstag und der Festliturgie am Sonntag. Ein Väterwort lautet: „Der Mönch ist Mühe.“



Vater Abt Johannes hatte daraus irgendwann einmal den scherzhaften Spruch geprägt: „Der Mönch ist müde.“ Und so war der Rückblick auf 20 so schnell verflogene Jahre unermüdlicher Arbeit, harter Aufsechtungen und Intrigen gegen Buchhagen, aber auch überbordender Gnadenwirkungen von Gott, kurz eines echten Gnadenschicksals, nach den Anspannungen des Sommers ein Blick „vier müder Krieger“, aber in tiefer Freude und Dankbarkeit.

Dieses Jahr kamen ausgesprochen erfreuliche **Pilger und Gäste** ins Heiligtum. Besonders hervorzuheben ist der Besuch unseres geistlichen Bruders Vater Clemens aus Berlin im März, der Überraschungsbesuch von Vater Mircea aus Temeschwar, der uns Grüße seines ehemaligen Hochschullehrers Prof. Patrulescu überbrachte (wir hatten ihn 2007 in Dascha kennengelernt, als er dort an einer neuen Übersetzung der Septuaginta ins Rumänische arbeitete. Inzwischen ist er im heiligen Kloster Dascha, Kreis Mühlbach/Siebenbürgen, Mönch geworden und heißt nun Vater Jona). Zum Hochfest Mariae Einführung in den Tempel organisierte unser junger bulgarischer Priesterfreund Vater Krastin aus Hamburg eine Pilgerfahrt seiner Gemeinde zum Dreifaltigkeitskloster. Die gemeinsame Liturgie war eine große Freude.

Am 29. September diesen Jahres verstarb im Alter von 69 Jahren unser Familiare **Dr. Joachim Dahm**, der in den 90-er Jahren unsere Internetseite eingerichtet und viele Jahre gepflegt hat. Am 21. Oktober ging auch unser alter Freund und



Wegbegleiter **Baron von Taube** zur himmlischen Herrlichkeit ein. Dank seiner enormen Disziplin und der aufmerksamen Fürsorge seiner Gattin Dr. med. Elisabeth Baronin von Taube konnte er bis zuletzt bei Kraft und vollem Bewußtsein in seinem eigenen Hause leben. Er war eine Säule der deutschen Orthodorie und ist als wahrhaft aristokratische, freie Gestalt ein Vorbild für künftige Generationen. Bis zuletzt hat er unermüdlich an seinen Übersetzungen gearbeitet. Man kann nur hoffen, daß die wunderbare Kapelle der 318 Väter von Nizäa zu Weßlar auch weiterhin im Geist der Gründer leben wird. Am 18. November, dem 100. Geburtstag seines geistigen Vaters Friedrich Weinreb nahm auch **Christian Schneider** Abschied von dieser

Welt. Mit ihm verband uns eine langjährige fruchtbare Freundschaft. Bei der Übersetzung der Psalmen gab er in langen Telefongesprächen mit unserem Altvater immer wieder wertvolle Hinweise aus der chassidischen Überlieferung. Die vielen Analogien zur orthodoxen Überlieferung, aber auch einige Unterschiede waren für uns sehr lehrreich. Beeindruckt hat uns bei ihm seine rückhaltlose, freudige Hingabe und sein unermüdlicher Dienst an seinem verehrten Neffe Friedrich Weinreb. Auch er ein großes Vorbild!

Doch auch das neue Leben brach sich mächtig Bahn in diesem Jahr, mit vielen Geburten in unserem Familien- und Freundeskreis.

Seit Anfang Dezember absolviert der Theologiestudent Zviad Tsabadze aus Georgien mit dem Segen Gn. Allheiligkeit Patriarch Elias II. ein dreimonatiges Praktikum bei uns im Kloster.



Georgien, das heilige Land am Kaukasus

Reiseskizzen von Vater Lazarus



Wenige Tage nach der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi begaben wir uns auf Pilgerfahrt nach Georgien, auf georgisch: Sakardwelo, dem uralten christlichen Land auf der Südseite des Kaukasus, das sich seit dreitausend Jahren zwischen den es umgebenden und immer wieder bedrängenden Großmächten stolz und aufrecht behauptet und seit nunmehr 1700 Jahren das Kreuz unseres Herren Jesu Christi mit Würde im Herzen trägt.

Im Vorfeld hatten wir einiges über die Geschichte der georgischen orthodoxen Kirche bei Lothar Heiser gelesen. Der Theologe hatte schon Ende der 1980-er Jahre, also noch zur Zeit des kommunistischen Regimes, eine „geistige Erneuerung in der Gegenwart festgestellt, die mit erstaunlicher Lebendigkeit und ungeahnten Kräften von dem tatkräftigen und von tiefer Spiritualität geprägten Patriarchen Elia II. ins Werk gesetzt wird.“ Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen, die auf der einen Seite Niedergang und Zusammenbruch mit sich brachten: die Eroberung Abchasiens und Südossetiens durch die Russen, der Ausverkauf des Landes durch Postkommunisten und der wirtschaftliche Ruin, neuerdings die amerikanisch-globalistische Kolonisation; auf der anderen Seite jedoch das Wachsen, Aufblühen und Reifen des kirchlichen Lebens in einer für unsere Zeit beispiellosen Weise.

In jener Freitagnacht auf dem Flughafen in Tbilisi (das für uns geläufigere „Tiflis“ ist der russische Name) warten zwei Männer, die uns in den kommenden vier Wochen helfen werden, das Land zu erkunden. Einer von ihnen ist Herr Julian Rabius, geistiger Schüler unseres Klosters, der mit seiner Frau Paula und seinen drei Kindern zwölf Jahre lang in Georgien gelebt und uns nun den Zugang zu seiner Herzensheimat als Führer und Übersetzer erschließt. Der andere ist Altvater Joane vom Heiligen Berg. Wie ein Vulkankegel ruht der aufrechte Mönchsvater mit dem schneeweißen langen Bart inmitten des Trubels der Empfangshalle. Ein dritter Mann sei noch genannt, den wir erst später persönlich kennenlernen: der tiefgläubige Geschäftsmann Herr David Dumbadze, der die Reise finanziell ermöglichte.

Altvater Joane und das Kloster des heiligen David

In einem riesigen Geländewagen fahren wir durch die nächtliche Stadt zum Kloster des heiligen David Garedsche. Es klebt an einem steilen Berghange oberhalb der Altstadt von Tiflis der **Mta Zminda, Heiliger Berg** genannt wird, so daß wir uns gleich heimisch fühlen. Altvater Joane, Abt des Klosters und einer der großen Väter des Landes, trägt Unbeschreibliches auf seinen Schultern. Vater Panteleimon schreibt in seinem Tagebuch: „Er ist ein sehr ehrwürdiger Mönch mit einer heiligemäßigen Art. Seine bloße Gegenwart vermag das Haus auf wunderbare Weise mit heiligem Geist zu erfüllen, so daß die Zeit wie im Fluge vergeht. Er ist Ort und Art des Wesentlichen, Wichtigen, Eigentlichen.“ Auf ihn geht der heutige



Ausbau des Heiligen Berges zurück. Die Straße, die sich in steilen Serpentinaen aus der Altstadt hinauf zum Kloster windet, wurde in den letzten Jahren instandgesetzt, große Abfangmauern errichtet und der alte Friedhof neben der Kirche, auf dem die großen Dichter, Denker und Freiheitskämpfer Georgiens ruhen, erneuert. Neben der Hauptkirche baute der Altvater einen Glockenturm, in dessen Untergeschoß sich eine kleine Kapelle, im Zwischengeschoß aber, unter dem Glockenstand, seine Zelle befindet, wo er zahllose Weichtkinder empfängt. Ununterbrochen von Sonnenaufgang bis zum Abendgesang kommen vor allem junge Menschen im Alter von fünfzehn bis

dreißig Jahren den Berg hinauf gestiegen, um zu beten und geistigen Rat zu erbitten. Außerdem leitet er die patriarchale Schule für Kirchengesang, hat in den letzten Jahren sieben Kirchen erbaut. In den kommenden Wochen führt er uns gemeinsam mit seinen beiden Jüngern Vakur und Tornike zu drei verschiedenen Orten im Süden und Südosten des Landes, wo er alte, verfallene Klöster wiedererrichten möchte. Im Keller von Gudarechi (Bild) ist noch bronzezeitliches Zyklopmauerwerk zu erkennen. Das Kloster liegt wie eine Gralsburg auf einem Hügel inmitten eines einsamen, mit Buchenwald bestandenen Tales am Lauf eines kräftigen Baches, so daß wir uns sogleich in den Ort verliebten.



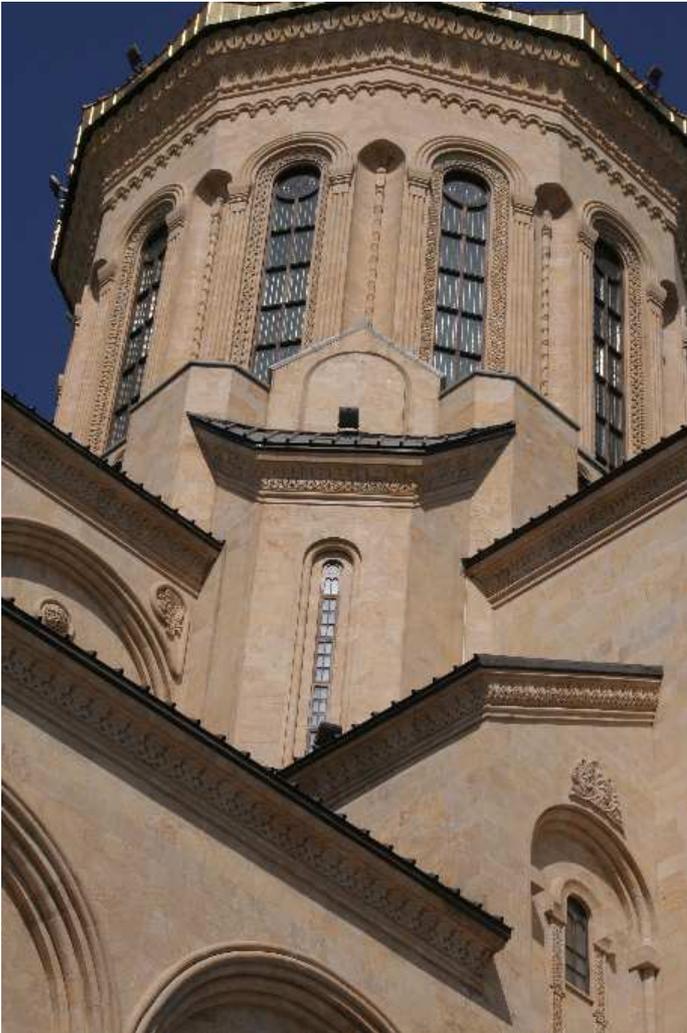
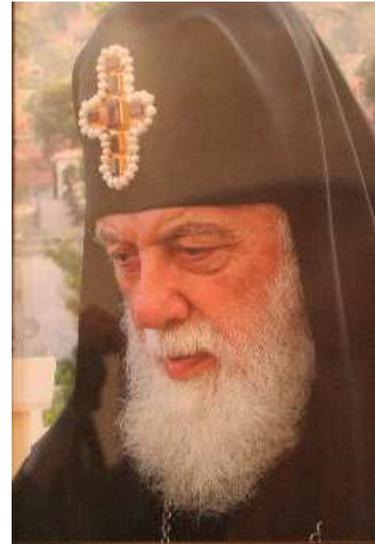
Vater Joane betont die unschätzbare Bedeutung von Schönheit, Tiefe und Weite der Sprache. Eine hohe Sprachkultur ist schon für sich ein hoher Wert; für die Liturgie und das geistliche Leben der Kirche aber unerläßlich. Die Sprache ist das Gewand des Geistes; an der Liebe zur Sprache zeigt sich auch die Liebe zum Geist. Als man bemerkte, daß Georgier, die vor einigen Jahrhunderten nach Persien verschleppt worden waren und nun nach Georgien kamen, alte, in Georgien selbst längst vergessene Worte und Wendungen benutzten, wurden diese im Patriarchat aufgezeichnet und in die heutige Sprache rückgefügt. Er ermutigte uns sehr, weiterhin die deutsche Sprachkultur auch im orthodoxen kirchlichen Bereich hochzuhalten, mögen wir auch totgeschwiegen und ausgegrenzt werden; kommende Generationen werden es zu danken wissen. Er gab uns überhaupt in vielen Dingen gute Ratschläge.

Am Morgen nach der Ankunft erleben wir in der Klosterkirche das erste Mal eine göttliche Liturgie in der georgischen Art. Jenseitige Ruhe und lichte Klarheit eines

erwachenden Morgens auf den Höhen des schneebedeckten Kaukasus füllt das Heiligtum. Zwischen den drei statisch-bewegten Stimmen der Sänger, die gespannten Drahtseilen einer kosmischen Harfe gleich, jenseitige Klänge in unsere Erdenwelt tragen, öffnet sich der Raum zur Ewigkeit. Im Allerheiligsten darf ich Zeuge davon werden, wie Alvater Joane den Priesterdienst lebt. Mit geschlossenen Augen steht er vor dem Altar und spricht mit leiser, aber ins Unendliche reichender Stimme; er spricht nicht, er singt, er kostet jede Silbe bis in die letzten Fasern aus, durchlebt das Wort in allen Höhen und Tiefen. Mit jedem Gebet scheint er gleichsam in den Himmel zu wachsen; er schwingt sich hinauf, höher und höher, alles bewegt sich aufwärts in ihm; er wird loderndes Feuer, göttliche Glut. Vernimmt er den Gesang der Engel, verklärt sich sein Antlitz, und er wird ganz Freude und überströmende Milde.

Patriarch Elia II. und der Tempel der heiligen Dreifaltigkeit

Vom hölzernen Umgang des Davidsklosters öffnet sich der Blick auf Tiflis – die Altstadt mit ihren vielen romanischen Kirchtürmen und verwinkelten Häusern, den Mtkvari-Fluß, das Parlament; im Nordosten die langen, langgestreckten Höhenzüge des kartwelischen Berglandes. Ein Bauwerk jedoch überragt alles, selbst das Parlament, um ein vielfaches, sowohl an Größe als auch an erhabener Schönheit: **der neue Tempel der heiligen Dreifaltigkeit (Sameba)**. Was die Hagia Sofia für Konstantinopel, die Christus-Erlöser-Kathedrale für Moskau, das ist die Dreifaltigkeitskirche für Tiflisi: geistiges und physisches Herz der Stadt, Himmelssäule, steingewordene Verkörperung der ewigen Kirche Gottes. Des Tages können wir von unserem Balkon aus den nie versiegenden



Strom von Menschen, die über den großen Vorplatz ins Heiligtum wallen, als kleine Punkte ausmachen; des Nachts leuchtet der hellgelbe Sandstein der von den Scheinwerfern angestrahlten Kathedrale wie ein heiliger Schrein, fast unwirklich, jenseitig wie ein Gedanke Gottes.

Am Abend nach der ersten göttlichen Liturgie in Georgien scheucht uns Altvater Joane überraschend von der Tafel auf und ruft: „Laßt uns flugs zur Sameba fahren; bald ist der Vesperegottesdienst zu Ende; versuchen wir, Seine Allheiligkeit um den Segen für eure Reise zu bitten.“ Wenig später stehen wir auf dem weiten, mit hellem Sandstein gepflasterten Platz, der sich um die Kirche legt, von der es scheint, als habe sie gleich einem gewaltigen

urzeitlichen Monolith soeben die Erdkruste durchbrochen und strahle von innen heraus in diese Welt gemäß den Worten des Heilandes: „Niemand zündet ein Licht an und bedeckt es mit einem Scheffel oder setzt es unter einen Schemel; sondern er setzt es auf einen Leuchter, damit, wer hineingeht, das Licht sehe.“ Das Licht ist Christus selbst, von dem wir wissen: „Ich bin das Licht der Welt.“ Die Kirche aber ist, gleich der allheiligen Mutter Gottes, der Leib, durch den Gott in unsere Welt scheint, der da spricht: „Ist nun dein ganzer Leib Licht, so hat die Finsternis keinen Raum; er wird ganz Licht sein, wie wenn der Schein einer Fackel dich ganz durchlichtet.“

Nicht die Ausmaße dieser Kirche, nicht die Kunstfertigkeit der Steinmetze, die an ihr gearbeitet, nicht die hervorragende architektonische Leistung sind es, die mir den Atem rauben, sondern das Empfinden, daß in diesem eben erst fertiggestellten Bauwerk himmlisches Urbild und irdisches Abbild in harmonischer Übereinstimmung stehen, und daß in ihm das innere geistige Wesen des georgischen Volkes seinen Ausdruck gefunden hat. Der Patriarch und das ganze gläubige Volk mit ihm hat selbst diesen Tempel errichtet. Dem Krieg und allen Katastrophen im Außen zum Trotz hat er keinen „Blick zur Seite“ (Meister Eckhard), in die Horizontale der Zeit verloren, sondern beständig die Vertikale, die Verbindung zur Ewigkeit aufrechterhalten nach dem Wort des Herrn: „Strebet zuerst nach dem Reich Gottes.“

Der Abendgottesdienst war eben zu Ende, und die großen Glocken hallten klagenden Klanges in die sternklare Nacht: Klong ... Klong ... Klong ... Altvater Joane führt uns zu einem Seitenausgang, wo der Wagen Seiner Allheiligkeit wartet. Hunderte von Menschen jeden Alters harren geduldig, um seinen Segen zu empfangen. Schließlich bahnen Tempeldiener einen Weg durch die Menge, und in einfachem Mönchsgewande folgt ihnen der Vater des Landes. Noch sichtbar geschwächt von dem vor kurzem auf ihn verübten Mordanschlag und ermüdet von dem mehrstündigen Gottesdienst, scheint er alle Kräfte zu bündeln, um möglichst vielen Menschen seinen Segen spenden zu können. Den nächsten legt er die Hand auf das Haupt, den weiter hinten stehenden berührt er die Hand und jene, die ihn nicht selbst erreichen, empfangen doch die göttliche Gnade, indem sie ihrerseits die vorne stehenden berühren. So fließt die Gnade Gottes, die in diesem Mann wohnt, über auf die Menschen, von Mensch zu Mensch, bis in die letzten Winkel des Landes. So ähnlich mag es sich angefühlt haben, als einst Petrus, Johannes und die anderen Apostel durch die Städte Judäas zogen. Viele erkannten Christus in ihnen und empfingen die Kraft, einige aber suchten sie zu töten. Als Seine Allheiligkeit sich uns nähert, fällt Altvater Joane ihm zu Füßen, stellt uns mit ein paar Worten vor und bittet um seinen Segen. Nicht nur seinen Segen dürfen wir empfangen, sondern auch die Einladung, am morgigen Sonntag in der patriarchalen Liturgie mit ihm zu konzelebrieren.

Und so geschah es. Vor drei Tagen noch allein in unserem Waldkloster im Weserbergland, fanden wir uns nun im Herzen des so wenig bekannten heiligen Landes, der mit Tausenden von Menschen gefüllten Dreifaltigkeitskathedrale von Tbilisi. Nachdem wir, viele gläubige Menschen segnend, das Allerheiligste der großen Kirche erreicht, werden wir von Tempeldienern eingekleidet, wobei unser Altvater seinem

Ränge als Archimandrit gemäß eine Krone trägt und in der liturgischen Ordnung gleich hinter die drei anwesenden Bischöfe eingefügt wird. Wir erfahren, daß an der Dreifaltigkeitskathedrale sechzehn Priester und Diakone dienen, von denen viele auch heute konzelebrieren, sowie augenscheinlich einige Geistliche aus der Provinz, die ähnlich überwältigt dreinschauen wie wir.

Zu Beginn der göttlichen Liturgie ziehen drei Bischöfe, etwa zwanzig Priester und Diakone und ein gutes Duzend Tempeldiener in kostbaren Gewändern aus dem Allerheiligsten in den Haupttempel und bilden inmitten der gedrängt stehenden Menschenmenge ein Spalier, auf das der Patriarch nun von der Westpforte her unter dem aus Tausenden von Kehlen erklingenden Gesang „Christ ist erstanden“ zuschreitet. Nachdem jeder Einzelne von uns seinen Segen empfangen hat, durchmischt er unter dem heiligen Gesang des Chores langsam und aufrecht schreitend, von zwei Tempeldienern geleitet, die seine lange Schleppe tragen, den Raum nach Osten hin. Als er die Paradiespforte zum Allerheiligsten erreicht, wendet er sich um und segnet – unendlich langsam, unendlich kraftvoll – uns alle, seine Kinder, sein Volk. Hier sind nun himmlische und irdische Kirche eines. Hier zog nicht mehr nur der Mensch, Vater Elias, geboren 1933, ein, sondern Melchisedek, der ewige Hohepriester und König David, der Gesalbte, ja Christus selbst geht ein in Seine Kirche und nimmt Wohnung in ihr, wie einst der Heilige Geist in Maria, dem Urbild der Kirche.

Vom Ritualmeister, dem Erzdiakon, der alle liturgischen Abläufe koordiniert, werden wir aufgefordert, Fürbitten und Priestergebete auf deutsch zu halten, wobei der Chor auf georgisch antwortet. An jenem Thomassonntag sind etwa fünftausend Menschen in der Kirche, die von morgens acht Uhr bis in den hohen Mittag dicht an dicht gedrängt stehend beten und schließlich das heilige Abendmahl empfangen, das von etwa zehn Priestern ausgeteilt wird. Gegen Ende der Liturgie sammeln sich etliche Mönche und Priester um den Thron des Patriarchen, um ihn in irgendeiner Angelegenheit zu fragen, sein Gebet oder seinen Segen zu bitten. Ein Mann kommt mit seinem offenbar kranken Sohn und bittet darum, daß er ihm die Hand auflege. Auch wir knien vor ihm nieder, und Vater Abt Johannes bittet ihn um sein Gebet für unser geistig todkrank darniederliegendes Volk, bittet um sein Gebet und seinen Segen für das Gedeihen unseres Klosters und für unseren Aufenthalt in seinem Land. Wir empfangen nicht nur seinen Segen, sondern auch eine Einladung zur sonntäglichen Mittagstafel.

Wenig später befinden wir uns im dritten Stock des Patriarchatsgebäudes. Die Räume sind großzügig mit schönen alten Möbeln eingerichtet; man spürt, daß der Hausherr ein feinsinniger, künstlerischer Mensch ist. Erst später erfahren wir, daß er Ikonen und Fresken malt und liturgische Gesänge komponiert. Es scheint kaum einen Bereich zu geben, in dem der Patriarch nicht unermüdlich wirksam ist. Als er 1977 inthronisiert wurde, schien die georgische Kirche nur mehr in der Erinnerung zu bestehen. Es gab gerade noch ein oder zwei Duzend Priester und ebenso wenig geöffnete Kirchen im Lande; nur zwei Mönche hatten überlebt, die sich als Museumswärter in einem Kloster verdungen hatten. Auf der anderen Seite gab es Tausen-

de verlassener, zerfallener Kirchen und Klöster – aber auch einen großen Lichtblick: die Edelsten der jungen Generation mochten die Verlogenheit und Hohlheit des kommunistischen Regimes nicht mehr ertragen und reckten sich aus in die Höhe, in die Tiefe, nach Innen. Sie begaben sich auf die Suche nach dem verlorenen Gott, nach ihrer Herkunft, nach der Geschichte ihres Volkes, und, was ebenso ein Wunder ist, sie fanden in ihrem Patriarchen einen Mann, einen echten Heiligen, der ihnen die Wahrheit, nach der sie sich so sehnten, erschloß, der sie selbst verkörperte. So kam es, daß in den 80'er Jahren unzählige wache junge Menschen, Dissidenten, Künstler, Dichter, Musiker, Gelehrte, zur Kirche fanden. Einige von ihnen brachten das Ganzopfer dar und gründeten als Mönche und Nonnen wieder die ersten Klöster. Aus ihnen weihte der Patriarch mehrere zu Bischöfen, die nun die georgische Kirche in einer sehr guten Weise führen. Sie sind, wie ihr Vater, auf allen gesellschaftlichen und geistigen Ebenen tätig.

Wir sahen auf unserer Reise, da sich uns alle Türen freundlich öffneten, den sagenhaften geistigen Aufbruch dieser Kirche und dieses Volkes im frischesten, man möchte sagen: jugendlich enthusiastischen Stadium und durften seine führenden Persönlichkeiten kennen, achten und lieben lernen. Dabei war die liebende, sorgende Gegenwart des Patriarchen überall zu spüren. Wenn vor gut einhundert Jahren A. P. Tschchow im Gedenken an den hell leuchtenden göttlichen Stern Rußlands schrieb: „In welches Haus ich auch geraten bin, überall habe ich an der Wand ein Porträt des Vaters Johannes von Kronstadt gesehen.“, so füllt heute in Georgien der Patriarch Elias diesen Platz aus. Auch sein Bild wird nicht aus Pflichtgefühl aufgehängt oder aus Zwang, wie man es aus anderen Zusammenhängen kennt, oder weil das Christentum nun den Kommunismus als Staatsideologie abgelöst hätte (diesen Platz nimmt auch hier der globalistische Wirtschaftstotalitarismus ein) – nein, sondern weil die



Menschen voller Dankbarkeit der echten Liebe gewahr werden, die sich aus dem Herzen Gottes durch Seinen treuen Diener in das ganze Land verströmt. Bei öffentlichen Umfragen wird heute der Kirche unter allen gesellschaftlichen Institutionen das größte Vertrauen entgegengebracht. Sie prägt mit Hunderten neu errichteter oder wieder aufgebaute Kirchen und Klöstern im spätantiken und romanischen Stile das architektonische Bild des Landes; sie belebt seit der Wiederentdeckung des altgeorgischen Chorales die Sangeskultur; sie führt mit ihrer hochwertigen Ikonenmalerei und den an allen Tempeln und Ikonostasen unglaublich reichen Steinmetzarbeiten die bildende Kunst zu ihren Ursprüngen zurück und fördert das traditionelle Handwerk. So erfuhren wir beispielsweise von



Metropolit David, dem Leiter der patriarchalen Kommission zur Förderung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, wie er in seiner Diözese den Weinanbau, die Bienenzucht und die Erzeugung eines besonderen Bergziegenkäses fördert, um Landflucht und kultureller Entwurzelung zu begegnen. Die Kirche erneuert alte Traditionen vom Volksgesang über Volkstanz bis zu historischen Selbstverteidigungskünsten; sie stärkt das Bewusstsein für die eigene Sprache und die altgeorgische Schrift. Dieses kleine Volk von dreieinhalb Millionen leistet sich immerhin drei verschiedene historisch überlieferte eigene Schriften.

Die Kirche versucht mit ihren bescheidenen Mitteln sogar die Grenzen des Landes zu sichern, indem an wichtigen Punkten Klöster gebaut werden. In den letzten Kriegen waren

Priester und Bischöfe die letzten, die das Dorf verließen, und die ersten, die zurückkamen, um alte Menschen zu retten, Flüchtlingen zu helfen und den Soldaten beizustehen. Die georgische orthodoxe Kirche ist keine fatte, von Religionsbürokraten regierte Institution, aus der jeder seinen persönlichen Gewinn zieht, sondern Ort und Art des Ewigen in der Zeit, für das man *O p f e r* bringt. Vater Panteleimon schreibt darüber: „Ich sah junge Eheleute, Männer und Frauen Anfang zwanzig mit Kindern, die eine persönliche Reife hatten, wie man sie in den Ländern Westeuropas nur selten antrifft. Auch die jungen Mönche und Priester erscheinen mir als sehr markante, ausgereifte Gestalten von großer Selbstlosigkeit. So als wäre der innere Blick ganz auf die Kirche und das Volk ausgerichtet. Da war auch nicht die geringste Spur von individueller Wohlgefühl-Spiritualität. Der Mensch lebt und arbeitet auf Gott hin und für die Kirche und verlangt nicht nach Zeichen und Wundern, von denen er überwältigt werden will. Dieser Geist erinnert mich an den deutschen Geist, wie er im Idealfall sein könnte.“

Kirche ist nur da Kirche, wo auch das Opfer ist. Opfergaben, die jeder Gläubige darbringt, sind Lebenszeit, Arbeitskraft, materielle Güter und Geld; noch ein anderes ist das Ganzopfer des Lebens im Mönchtum oder als Blutzuge. Wird das Christentum zum Konsumgegenstand oder zum Instrument der Machtausübung über andere verzwackt, beginnt es dem Widerschrift zu huldigen. Kurz, die georgische Kirche führte uns vor Augen, wie Christentum durch das freudige Opfer vieler zu reinster, edelster Vollendung geführt werden kann.

Wir werden in einen anderen Raum an die Tafel geladen, an deren Stirnseite Sn. Allheiligkeit sitzt. Von einer Nonne werden feine kaukasische Gerichte, Hammelfleisch und guter Wein aufgetischt. Am Gespräch mit einigen ebenfalls anwesenden Wissenschaftlern, darunter einem fließend deutsch sprechenden Professor, können wir uns dank der Übersetzer ein Stück weit beteiligen und singen zum Abschlussgebet unser deutsches dreistimmiges „Christ ist erstanden“, mit dem wir in den kommenden Wochen die Herzen noch vieler Georgier erobern werden. Beim Abschied schenkte uns der Patriarch unter anderem eine CD mit eigenen Kompositionen im romantischen Stile.

Auf dem Rückweg ins Kloster werden wir unserer Erschöpfung und Müdigkeit gewahr und können uns kaum vorstellen, wie der Patriarch ein solches Tagesprogramm körperlich durchhält. Wir wünschen ihm von Herzen eine gesegnete Mittagsruhe – doch was erfahren wir am nächsten Tag? Kurz nach der Tafel hat er in der Dreifaltigkeitskathedrale noch 500 Kinder getauft. Er tritt bei allen, die das wünschen, für jedes dritte und weitere Kind als Taufpate ein; seither ist die Geburtenrate in Georgien um 20% gestiegen. Tatsächlich sehen wir auf den Straßen, besonders aber in den Kirchen vor allem junge Menschen (ach, wie wünsche ich auch u n s e r e m Lande einen solchen Anblick!). Die Priester, die wir kennenlernen, haben in der Regel fünf, sieben oder mehr Kinder. Der Patriarch versucht alles, gibt alles, um die Menschen zur Kirche zu führen. Die Armen werden gespeist, die Reichen dürfen spenden, Kirchen, Klöster, Schulen und Waisenhäuser bauen; die Kleinen werden gesegnet, die Großen gezügelt, alles zur Ehre Gottes.

Fahrten und Begegnungen



Im alten, leuchtend roten Toyotakleinbus von Julian Rabius erkundeten wir, gleich einer Barke gemächlich durch Schlaglöcher schunkelnd, einige der bedeutenden Stätten des Landes. In der **alten Hauptstadt Mtscheta** unweit von Tbilisi befindet sich das georgische Nationalheiligtum

Sweti Schoweli, die Kirche der lebendigen Säule. Sie geht auf die heilige Nino zurück, eine gottgeweihte Jungfrau, die zu Zeiten des großen Konstantin durch Gottes wunderbare Führung hierher kam und durch ihr Lebenszeugnis und manche Wunder viele zu Christus führte, bis sich auch König Mirian, seine Gattin Nana und alle Großen des Landes taufen ließen. Man lese unbedingt die mittelalterliche Chronik Georgiens „Das Leben Kartlis.“ Nun ward es der sehnlichste Wunsch der Menschen, eine Kirche zu Ehren des dreieinen Gottes zu bauen.



Mtskheta, Tempel der lebendigen Säule

Dies sollte in den königlichen Gärten an jenem Orte geschehen, wo sich eine himmelhohe Zeder erhob, die dreihundert Jahre zuvor über dem dort beerdigten Leib einer anderen Jungfrau ersproß. Sidonia war die Schwester eines Rabbiners der jüdischen Gemeinde von Mitz'cheta, Elios. Dieser wurde, wie viele andere Oberste der Diaspora, zum Hohen Rat nach Jerusalem gerufen, um an der Verurteilung jenes Mannes Jesus Christus, der sich nach Ansicht der Tempelpriesterschaft selbst zu Gott gemacht hatte, teilzunehmen. Als er und sein Begleiter Longinos nach Jerusalem kamen, war der Herr schon gekreuzigt und ins Grab gelegt. Elios erwarb das in einem Stück gewirkte heilige Gewand des Herrn, um das die Kriegsknechte das Los geworfen hatten, und kehrte in seine Heimat zurück. Dort kommt ihm seine Schwester Sidonia entgegengelauften, die in geistiger Schau erkannt hat, daß dies das kostbare Gewand des Gesalbten Gottes, des ersehnten Heilandes ist, ergreift das Gewand, umfängt es mit ihren Armen und gibt, überwältigt von Trauer und Glückseligkeit, im selben Augenblicke ihren Geist in Gottes Hand. Untrennbar vom Gewand des Herrn begrub man sie gemeinsam mit diesem an jener Stelle, wo König Mirian dreihundert Jahre später die erste Kirche bauen ließ.

Aus der heiligen Zeder, die ihrem Grabe entsproß, hieb man sieben Säulen. Sechs davon wurden von den Bauleuten aufgestellt, allein die siebente vermochten sie mit all ihrer Kunstfertigkeit und der Kraft des ganzen Volkes nicht aufzurichten. Aufs äußerste betrübt, kehrten sie am Abend in ihre Häuser zurück. Die heilige Nino aber und zwölf ihr anhängende Mütter blieben bei der Säule. Die Seligzupreisende aber klagte über der Säule und benetzte sie mit ihren Tränen. Die ganze Nacht wachte sie mit erhobenen Händen im Gebet und hatte große Kämpfe mit den Mächten der Finsternis zu bestehen. „Als aber die Morgenröte heraufstieg, stund über der Seligen ein Jüngling ganz mit Licht umkleidet, legte Hand an die Säule, richtete sie auf und hob sie in die Höhe. Am Morgen sah man ein Licht, das wie ein Blitz vom Garten aus zum Himmel flammte, und das ganze Volk lief eilends herbei. Da sahen sie das Wunder. Die im Licht erstrahlende Säule senkte sich auf ihre Stelle, als käme sie vom Himmel, und sie blieb auf ihrem Sockel stehen und wuchs fest, von Menschenhänden unberührt.“

Auf den Fundamenten dieses Ur-Heiligtums des kartwelischen Landes errichtete man um das Jahr elfhundert eine gewaltige romanische Kreuzkuppelkirche von großer Schönheit und Kraft (siehe die Abbildung auf der vorigen Seite).

Kaum hatte ich die Kirche betreten, wollte ich sie nie wieder verlassen. Hier war alles, was der Mensch braucht. Tief im Schoße der Erde das Gewand Gottes, Urbild der Kirche, der geheiligten Schöpfung, umgeben vom Liebesopfer des Lebens der Frau Sidonia, Gefährtin der ewigen Jungfrau und Mutter Gottes Maria, aus deren Leib die heilige Zeder, die Himmelssäule entsproßt. Diese wiederum trägt den heiligen Tempel Gottes in Form der sieben Säulen, wobei es dem Menschen unter Aufwendung aller seiner Kräfte und Geschicklichkeit nur möglich sein kann, sechs der Säulen aufzurichten; die Siebente, die Vollendung, kann nur der Herr wirken. Und Er wirkt

es, wenn wir wach sind und Ihn von ganzem Herzen bitten. Dies Geheimnis besingen wir im Akathistoshymnos an die allheilige Mutter Gottes:

Freue Dich / Du Himmelsleiter / da die Gottheit selbst herniedersteigt /
Freue Dich / Du Brücke / die uns Erdgeborene in die Himmel führt /
Freue Dich / da der Himmel jubelt mit der Erde /
Freue Dich / da die Erde mit den Himmeln tanzt +

Neben dem Männerkloster, das der Sweti-Schoweli-Kathedrale angegliedert ist, befindet sich in Mtscheta noch das „Arkloster“ Samtavro, wo einst die heilige Nino mit ihren Jüngerinnen in einem Brombeerdickicht lebte, sowie ein kleineres Kloster an jener Stelle, wo einst der Königshof und die Menschen des Landes getauft wurden. In beiden werden wir mit lebenswürdiger Gastfreundschaft empfangen. Auf unserer Reise werden wir mehrere **Frauenklöster** besuchen, die durchweg von jungen gottbegeisterten und tatkräftigen Müttern getragen werden. So fällt uns in einem



Gebirgsdorf mit Namen Atteni südlich von Gori eine besonders schöne Natursteinmauer auf. Als wir das Phänomen untersuchen und im Inneren der Umfriedung eben eine sehr alte kleine Steinkirche betreten, werden wir von einer heiligen Jungfrau begrüßt. Wir befinden uns in einem Nonnenkloster! Hier, wie später im Nonnenkloster bei Vardzia, das sich in der kargen Felsenlandschaft nahe der türkischen Grenze in ein paradiesisches Seitental der Mtkvari schmiegt, in Ortobani, wo die Nonnen neben Ikonenmalerei sogar Kunstschmiedearbeiten machen, wie auch in dem neu erbauten, architektonisch sehr reizvollen Kloster des heiligen Johannes des Täuflers

oberhalb der Hauptstadt, bei Mutter Johanna in Schuamta und vielen anderen, werden wir mit offenen Herzen und christlicher Liebe aufgenommen.

Unter den **Männerklöstern**, die wir besuchen durften, haben sich mir mehrere sehr ins Herze geschrieben. Über jedes einzelne gäbe es viel zu erzählen, doch muß ich mich auf Beispiele beschränken.



Das berühmte **Felsenkloster Vardzia** ist ein 13-stöckiges System von mehreren hundert Höhlen, das Mönche vor siebenhundert Jahren in den weichen Stein am Ufer der Mtkvari getrieben haben. Seit 5 Jahren gibt es in einem Teil der riesigen Anlage, da einst eine große Schar gottgeweihter Asketen den unsichtbaren Krieg führte, neues mönchisches Leben. Nachdem wir in der sagenhaften Höhlenkirche mit Fresken aus dem dreizehnten Jahrhundert den Abendgottesdienst gefungen und in der großen Küche, die zugleich als Trapeza dient, zu Abend gegessen haben, zeigt uns der rotbärtige Vater Lazarus einige der wohnlichen Höhlen, in denen die Väter heute wieder leben.

Ein neuer Höhepunkt war der Aufenthalt in Westgeorgien, dem über Jahrhunderte byzantinisch geprägten Teil des Landes. Das Wetter war umgeschlagen und es schüttete in Strömen. Erst tief in der Nacht erreichten wir **Gelati**, das in der Blütezeit Georgiens im elften Jahrhundert vom hl. König David dem Erbauer als Akademie gegründet wurde und in dessen Umgebung sich bald dreitausend Mönche niederließen. Wir kamen unangemeldet und wußten weder, ob wir überhaupt Mönche in diesem zum



Weltkulturerbe erklärten (und damit der kirchlichen Nutzung fast entzogenen) Kloster finden würden, noch, ob wir dort übernachten könnten. Über eine kleine Stiege klettern wir durch die noch offene Luke in der eigentlich schon geschlossenen Klosterpforte und erreichen einen weitläufigen, von mächtigen Mauern umgebenen Platz. In dessen Mitte zeichnen sich die Umrisse eines gewaltigen, feingegliederten romanischen Tempels ab, und wir tappen durch endlose Pfützen zum Westportal. Im Inneren öffnet sich ein riesiger Raum ins Unendliche, ein Kosmos. Vollkommene Dunkelheit; erst in weiter Ferne, an der Bilderwand im Osten, geben die Öllampen ein freundliches Licht. Noch tiefer als das Dunkel ist die Stille. Sie wird durch das Pladdern des Regens und den fernen Klang der ruhig rezitierten Gebete des eben endenden Nachtgesangs nicht im geringsten beeinträchtigt; sie wird von ihnen vielmehr getragen, oder sie trägt sie. Es ist, als ob das Rauschen des Regens und der leise, auf einem tiefen Ton im Rhythmus der Sprache trommelnde Tanz der Silben aus der Stille aufsteigen und ihr gerade eben soviel Klang und Gestalt verleihen, daß sie ins Bewußtsein dringen kann. Ehrfürchtig und lautlos verehren wir die Ikonen und die davor aufgestellten Schreine mit heiligen Gebeinen, lauschen der überirdischen Stille im Heiligtum, die unversehens noch tiefer wird. Auf einmal Bewegung: aus dem Unsichtbaren lösen sich, wie Vögel in einem nächtlichen Wald, Mönche aus den Nischen und Winkeln des Raumes, kommen auf uns zu und empfangen uns wie langerwartete heißgeliebte Brüder. In diesen Vätern fanden wir das Wort erfüllt: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn das Himmelreich ist ihr.“ Voller Freude und fast überschwenglich führen uns die Väter zum heilig hohen Saal, einer neu aufgebauten romanischen Halle, deren Eingang sich gegenüber dem Tempelportal befindet.

Manchmal, in begnadeten Augenblicken, gibt es Begegnungen mit Menschen, bei denen wir das Gefühl haben, sie schon immer, wie aus tausend verflochtenen Leben, zu kennen, obgleich wir ihnen vielleicht das erste Mal begegnen. Ähnliches wird uns mitunter beim Anblick einer Landschaft oder beim Hören einer besonderen Musik zuteil. Hier nun, in dieser Halle, befand ich mich in einer karolingischen Kaiserpfalz, in einer altgermanischen Königshalle und sah den König sitzen auf seinem Thron und die Edlen des Landes an langen Tafeln samt den Männern des Volkes.

Die Väter führten uns in ein Observatorium im Obergeschoß, und schließlich in den Weinkeller unterhalb der Halle. Dort waren runde Öffnungen im steinernen Fußboden, die mit tönernen lehmverschmierten Deckeln verschlossen waren. Ein junger Mönch entfernte mit der bloßen Hand den Lehm, hub den Deckel ab und schöpfte zu unserem Erstaunen mit einem ausgehöhlten Kürbis herrlichen, tiefroten Wein aus einem mächtigen unterirdischen Tonkrug. Nun wurde auf die Ehre Gottes angestoßen, Freundschaft geschlossen und wir von den Vätern aufgefordert, sie doch möglichst lange der Ehre unseres Besuches teilhaftig werden zu lassen. Mangels Gästezimmern räumten einige sogar ihre Zellen, um uns angemessen zu beherbergen.

Während der Tage in Gelati erfuhren wir, daß das Kloster von den Behörden als Touristenattraktion vermarktet wird, so daß das eigentliche mönchische Leben sehr erschwert ist. Auch aus anderen orthodoxen Ländern und vom Heiligen Berge sind uns diese Schwierigkeiten wohlbekannt; so erinnerten wir uns wieder einmal dankbar der Tatsache, daß in unserem neugebauten, vollständig mit eigenen Mitteln getragenen Kloster trotz aller Mühen das Heilige doch wenigstens in Ruhe wachsen kann.



In der nahegelegenen Großstadt Kutaisi haben wir die Ehre, den großen Hierarchen **Kalistratos** (gr.: „der Wohlkämpfer“) kennenzulernen. Wir warten gemeinsam mit zwei Duzend Priestern, Mönchen und Laien an einer der Hauptkirchen der Stadt. Endlich fährt ein alter Wolga vor, aus dem sich die mächtige Gestalt des 86-jährigen

Metropolitanen erhebt, ein kraftstrotzender Mann, das Haupt von weißen Krauslocken gesäumt, mit lebendigen und guten Augen, seine ganze Erscheinung Feuer, funkensprühend. Ohne eines Wortes zu bedürfen, sehen wir: hier ist ein Bollwerk der Orthodorie, ein Vorkämpfer des Glaubens, was sich im übrigen bei den anschließenden Gesprächen bestätigt.

In der Nähe von Gelati besuchten wir das auf einem Felsporn hoch über der mit grünen Laubwäldern bestandenen, tief eingekerbten Blutbachschlucht thronende Kloster **Motsameta**, wo unter dem gerade neunundzwanzigjährigen Abt eine große



Schar von Handwerkern an allen Enden gleichzeitig beschäftigt war. Da wurden mit

großen Natursteinen Wege gepflastert, die Klosterpforte gemauert, weiter unten im Gelände Mönchszellen vollendet, im frisch geweißten Tempel herrliche Steinmetzarbeiten zu einer Bilderwand zusammengesetzt.

Dankbar verabschiedeten wir uns von den herzenseinen, innerlich freien, großzügigen und wohlwollenden Mönchen von Gelati. Insbesondere den stillen, äußerst feinen, gerade einundzwanzigjährigen Ikonenmaler Vater Jakob sehe ich noch vor mir, der uns mit wortloser, grenzenloser Liebe und Ehrfurcht begegnete und zum Abschied seinen großen schwarzen Chormantel schenkte. Schon mit 16 Jahren hat er die Männlichkeit besessen, das Ganzopfer darzubringen und den Weg der Mönche zu gehen. Wir fahren wieder in den Ostteil des Landes, wo wir zum Vespergottesdienst bei Metropolit Jesaja, dem Bischof von Nikosi und Ts'hinwali erwartet werden.

Metropolit Jesaja und seine kleine Herde

Georgien ist ein kleines Land, aber sein Geist ist groß. Als Staat ist es schwach in dieser Welt, aber viele seiner Edelsten sind groß in jener Welt, der ewigen. Wir lernen einen Bischof kennen, dessen Sprengel so zusammengeschrumpft ist, daß er ihn in ein paar Stunden zu Fuß durchqueren kann, dessen Herde so klein geworden, daß er fast jeden Einzelnen mit Namen kennt. Dem war nicht immer so, denn sein Bistum, in Europa als Südossetien bekannt, ist ein Kernstück des georgischen Landes und zieht sich vom Kamm des Kaukasus, der im Norden die Grenze zu Rußland bildet, bis zum Haupttal des Landes hinunter.

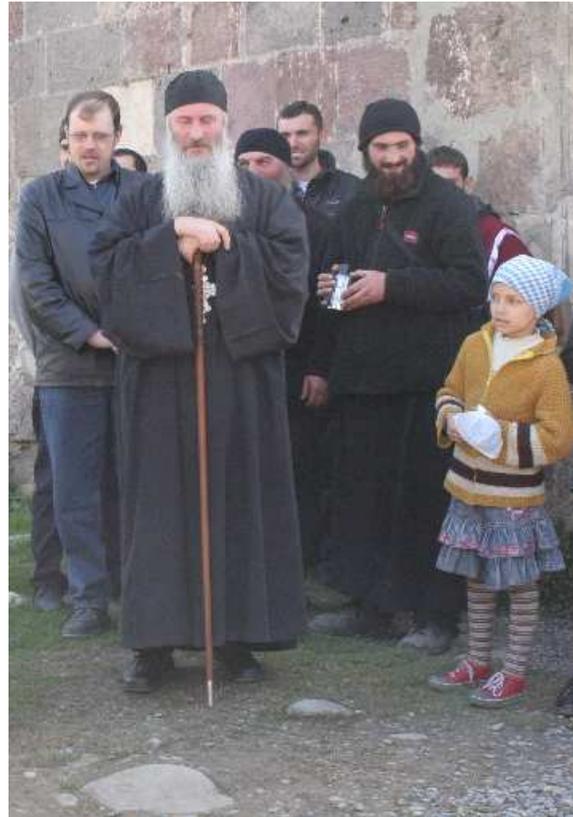
Seit jeher ist der Kaukasus, wie auch der Balkan, ein Gebiet von hohem geostrategischen Interesse und, wie jener, von mehreren kleinen, politisch schwachen Völkerschaften bewohnt, was natürlich bei den umliegenden und heute auch fernen Großmächten Begehrlichkeiten weckt. Im Laufe der Jahrhunderte ist Georgien dutzende Male von Persern, Arabern, Byzantinern, Mongolen und Türken erobert und verwüstet worden. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts trat das mächtig gewordene orthodoxe Rußland als Schutzmacht auf. Nun wurde zwar, Gott sei es gedankt, die Bevölkerung nicht mehr abgeschlachtet, aber dafür alles getan, um aus dem wilden Bergvolf mit seiner „vorsintflutlichen“ Kultur brave, aufgeklärte Russen zu machen. Das führte zur Abschaffung der staatlichen und kirchlichen Eigenständigkeit des Landes, zur Zurückdrängung der georgischen Sprache, der geistigen Überlieferung und des georgischen Kirchengesanges. Aber die Menschen, denen vorher die Kirche alles gewesen war, mochten nicht in den russifizierten, mit Fresken im Nazarenerstil übertünchten Gotteshäusern beten, so daß nach hundert Jahren russischer Herrschaft von vormals zwanzigtausend Kirchen nur noch zweitausend geblieben waren. Nachdem Rußland 1917 seinen Patriarchen und Georgien seine alte Autokephalie zurückerhalten hatte, folgte schon 1921 die Besatzung durch die Rote Armee und die blutige Verfolgung, die Ermordung der Mönche, Priester und Bischöfe. Nachdem 1990 auch der georgische Staat wiedererstande ist, versucht heute Rußland, seine Einflusssphäre südlich des

Kaukasus auf georgischem Boden Stück für Stück wieder zu erweitern – im Wettstreit mit den Amerikanern, deren Botschaft in Tbilisi größer ist als das georgische Parlament. Dazu bedient es sich der Minderheiten wie der Abchasen und der Osseten, die zum Teil erst in den letzten Jahrzehnten aus benachbarten Gebieten der Sowjetunion hier angesiedelt worden sind. So hält Russland hier das sogenannte Südossetien, ein Bundesland Georgiens, seit 2008 besetzt. Nikosi, der Sitz des Metropoliten Jesaja ist ein kleines Dorf, eigentlich ein Vorort der im russisch besetzten Teil gelegenen Gebietshauptstadt Ts'chinwali. Die Grenze verläuft etwa fünfhundert Meter hinter der Bischofskirche.



Wir erreichen die kleine aber wohlproportionierte romanische Kreuzkuppelkirche rechtzeitig zu Beginn des Abendlobes und werden durch die dicht gedrängten Menschen ins Allerheiligste geführt, wo wir den noch jungen Metropoliten begrüßen. Unvermittelt denke ich: ach, du kennst ihn ja; nein, nicht von dieser Welt; da ist es wieder, jenes tiefe freudige Erkennen und Erinnern, jene herrliche Vertrautheit und Liebe in Christus, durch Christus, zu einem mir äußerlich ganz unbekanntem Menschen. Bischof Jesaja ist ganz Licht, ganz Freude. Ein feiner, durchbildeter Künstler. Ein echter Mönch in seiner freien, aufrechten, aristokratischen Art, voller Humor und herrlicher Geschichten. Und ein guter Hirte, der sein Leben für seine Schafe läßt. Im heiligen Dienst geht eine natürliche Würde von ihm aus, so daß sich die Menschen, Tempeldiener, Priester und das gläubige Volk in seiner Nähe wie von selbst in einer guten Weise ordnen, wie sich Wasser harmonisch strukturiert, wenn es eine zeitlang mit einem klaren Bergkristall in Berührung kommt.

Nach dem sehr schönen und langen Gottesdienst ziehen alle, der Bischof und wir Mönche voran, um die Kirche und singen abwechselnd auf georgisch und auf deutsch das „Christ ist erstanden“. Als die Menschen dann auf dem Kirchhof stehen und immer noch nicht gehen wollen, ruft der Hierarch einige junge Männer vor, die damit beginnen, dreistimmige Volkslieder zu singen. Hier wird uns auch der waschechte Westküstenamerikaner Theophan vorgestellt, den die Liebe zur altgeorgischen Volksmusik hierher verschlagen hat. Der Bischof bittet den etwas schüchternen jungen Mann, den er selbst getauft und in seinem Dorf eingepflanzt hat, einige kartwelischen Weisen erklingen zu lassen, was denn auch die Herzen aller erwärmt.



Am Abend sitzen wir lange an der überquellenden Tafel bei bestem Weine und dürfen die Geschichte des Bischofs hören, die exemplarisch für viele seiner Zeitgenossen in Georgien, aber auch in Russland, der Ukraine oder Rumänien ist. In seiner Kindheit, die er auf einem kleinen Dorf im fruchtbaren Hügeland Westgeorgiens verbrachte, wußte er nichts oder doch nur sehr wenig von Gott und vom Christentum. Zwar stand eine Kirche auf einer Anhöhe mitten im Dorfe, doch war sie wie fast alle Kirchen der Breschnjewzeit geschlossen. Manchmal gingen die Jungens hinauf und guckten durch das Schlüsselloch ins Innere; da sahen sie das verblichene Bild eines Heiligen an einer der Wände, und einmal öffnete ihnen ein Alter, der Schlüsselhüter, die Tür. Welch andere Stille, Welch anderer Duft wehte dort! Damals wußte er noch nicht um die Bedeutung dieses Dorfkirchleins für sein späteres Schicksal...

Als Student an der Akademie für Filmkunst im sowjetischen Tiflis der 80-er Jahre war er noch fern von Gedanken an Gott und die Kirche, bis sich dies eines Tages ganz unerwartet änderte. Es muß in der Zeit der großen Umbrüche, etwa 1986, gewesen sein, als er eines schönen Sommerabends zu Beginn der Semesterferien in das Dorf seiner Eltern heimkehrte. Dort traf er seine alten Schulfreunde, inzwischen Studenten in anderen Städten, die ihm davon berichteten, daß die alte Kirche wieder geöffnet werden könne, wenn sich nur zwanzig Menschen fänden, die ein Bittgesuch unterschrieben. So stunden an jenem Sommerabend einige Studenten auf jenem Hügel vor der Kirche und diskutierten heftig. Im Grunde befürworteten alle die Wiedereröffnung – und doch fand sich bald der eine, bald der andere Grund, warum man nicht unterschreiben mochte. Die einen meinten, ihre Unterschrift sei

nuklos, weil sie kein kirchliches Leben führten und man ihnen dies bei geheimdienlicher Prüfung vorwerfen könnte, andere bangten um ihre akademische Laufbahn; kurzum, bis auf e i n e n beschlossen sie alle, das Unterschreiben anderen, frömmeren, zu überlassen. Dieser eine war der spätere Bischof Jesaja, der nur sagte: „Ich stehe ein für das, was recht ist“, und seine Unterschrift als zweiter unter die Petition setzte.

Am anderen Morgen machte er sich auf den Weg, besuchte alte Bekannte, um sie zur Unterschrift zu bewegen, fuhr mit dem Bus in die Kreisstadt zu seinen Künstler- und Musikerfreunden, von denen er meinte, sie würden das Anliegen unterstützen. Zwar sprachen sich alle für die Öffnung der Kirche aus, doch wagte es kein einziger von ihnen, mit seiner Unterschrift dafür einzustehen. So kehrte er am Abend traurig und unverrichteter Dinge in das Haus seiner Eltern zurück. Da entsann er sich einer alten Nachbarin, die immer etwas anders, etwas feiner war, deren aufmerksame Art auf ein gutes Herz schließen ließ.

Als er ihr sein Anliegen schilderte, antwortete sie: „Ich wäre tief betrübt gewesen, hätten Sie mich übersehen und um mein Bekenntnis gebracht“ und setzte ihren Namen unter den seinen. An jenem Abend saß er noch lange bei der alten Dame, die ihm von ihrer Kindheit erzählte, von dem Priester, der damals noch im Dorf lebte und den sie als Mädchen beobachtet hatten, wie er im Frühjahr, wenn die Wege schlammig und voller Pfützen waren, sein langes Gewand raffte, damit es trocken blieb, und wie sie es ihm dann nachmachten. Nachdem diese eine Frau unterschrieben hatte, kamen am nächsten Tag fünf Unterzeichner hinzu, am folgenden weitere zehn, und nach drei Tagen hatten fünfunddreißig Menschen das Bittgesuch unterschrieben. Nun mußte der Brief vervielfältigt und ein Exemplar nach Moskau gesandt werden, eines zum örtlichen Sowjet, eines nach Tiflis und eines zum Patriarchen.

In Bezug auf den letzten Brief war er noch unsicher und frug einen Freund um Rat, der damals schon zur Kirche gehörte, und dieser riet ihm, das Schreiben direkt Seiner Allheiligkeit zu überreichen. Nachdem ihm sein Freund noch erklärt hatte, wie man sich in einer orthodoxen Kirche verhält, sich bekreuzigt, die Ikonen verehrt, vom Priester den Segen empfängt, vor einem Bischof niederkniet, betritt er mit hochrotem Kopf und klopfendem Herzen die Kirche, tut alles wie gelernt, küßt die Pforte und die Hauptikonen und wartet im hinteren Bereich auf ein Zeichen seines Freundes. Schließlich kommt dieser, um ihn zum Allerheiligsten zu geleiten, wo ihn der Patriarch erwartet. Seinen Brief in Händen haltend tritt er durch die Südpforte hinter die Bilderwand und sieht den Patriarchen sitzen in all seiner Pracht und um ihn, ebenfalls in goldenen Gewändern mit Kronen auf den Häuptern und langen weißen Bärten, die ehrwürdigen Hierarchen der Kirche. Vor lauter Aufregung bleibt er wie angewurzelt stehen und weiß weder ein noch aus. Als die Tempeldiener ihn auffordern, sich niederzuknien, läßt er sich vor lauter Schreck ganz zu Boden fallen und bleibt unbeweglich liegen. Der Patriarch erhebt sich, richtet ihn auf und schließt ihn in seine Arme. Lange, unendlich lange stehen sie so umschlungen – der Patriarch und der junge Student, der soeben Gott gefunden hat.

Heute ist er Bischof in einem weitgehend besetzten und unzugänglichen Bistum. Vor zwei Jahren, als der Krieg tobte, wurde sein Bischofssitz gezielt von russischen Bombern angegriffen und die mittelalterlichen Klostergebäude, die er in vierzehnjähriger Arbeit restauriert hatte, an einem Tage zerstört. Während des Bombardements saß er mit seinen Mönchen und einigen Nonnen in der Trapeza und erwartete den baldigen Tod. Doch die Allheilige Mutter Gottes hielt ihre Hand schützend über sie: im oberen Stockwerk waren große Mengen Bauholzes gelagert, so daß alle Bomben oberhalb des Holzes explodierten. Keiner wurde getötet, aber sämtliche Gebäude waren zerstört.



Als die Bewohner flüchteten, blieben allein Bischof Jesaja, sein Freund, Vater Abraham, und zwei alte Frauen im Dorfe zurück, immer der Gefahr ausgesetzt, von Plünderern erschossen oder von Splitterbomben getötet zu werden. Eine Nacht schlief er im Garten, ohne es zu wissen, auf einem Blindgänger. Beeindruckend war die Art, wie er von dieser schwierigen Zeit erzählte; ohne Verbitterung oder Haß auf den Gegner, traurig und freudig zugleich und immer mit wohlthuender Selbstironie gewürzt.

Am nächsten Abend begeben wir uns mit unserem Gastgeber und einigen seiner Mönche auf einen Spaziergang durch das Dorf und besichtigen die derzeitige „Bischofsresidenz“: ein Wohncontainer! Als provisorische Mönchsklausur dient ein verkleideter alter Eisenbahnwaggon, in dessen Wänden man noch die Einschläge der Bombensplitter sieht. Zuletzt erkunden wir auf einem nahen Hügel eine traumhafte, den heiligen Erzengeln Gabriel und Michael geweihte Kirche aus frühchristlicher Zeit, die teilweise schon wieder restauriert ist. Just in dem Augenblicke erstrahlt ein riesiger doppelter Regenbogen vor dem grauen Himmel. Hier die irdische Kirche, wir kleinen Menschen, dort in der Klarheit des Nordens der hohe, unerreichbar gewordene Kauka-

fus, jenseits und über allem aber der Regenbogen, Zeichen des Bundes Gottes mit uns Menschen. (siehe Foto am Anfang des Berichtes)

In der Dämmerung führt Bischof Jesaja uns durch das Dorf. Alle, die uns begegnen, begrüßen ihren Hirten mit Ehrfurcht und Hochachtung; sie verneigen sich tief und küssen seine Hand, um von ihm den Segen zu empfangen. Er schenkt jedem den Bruderkuß und ein zärtliches Wort. Bald erreichen wir ein aus geschichteten Sandsäcken errichtetes Bollwerk, das die Grenze zum besetzten Gebiet darstellt und von jungen Soldaten in voller Militärausrüstung bewacht wird. Auch sie begegnen dem Bischof mit derselben Hochachtung, und er ihnen mit der Liebe Christi selbst. Sie führen uns auf einen nahegelegenen Hügel, den Friedhof des Dorfes, wo zwischen den Sandsäcken einige Schießscharten offengelassen sind, und geben uns nicht ohne Stolz ihr neues israelisches Nachtsichtfernglas, mit dem wir die gegenüberliegende Stadt und das besetzte Gebiet zwar etwas grünlich, aber doch fast taghell erkennen können. Währenddessen wird davon erzählt, wie der Bischof samt einigen Helfern auf Feindesgebiet mit Hacke und Spaten vierzig georgische Soldaten begraben und auf abenteuerlichen Pfaden alten Menschen zur Flucht verholfen hat.

Die kommende Nacht sitzen wir bis drei Uhr früh zu Tisch und sprechen über das Mysterium des Mönchtums. Nebenan in der Küche arbeitet eine Dame, die sich darauf vorbereitet, Nonne zu werden, die ganze Zeit still und geduldig, um uns zu bedienen und nachher die Tafel zu räumen und aufzuwaschen. Kein Wort, kein Murren, keine Ungeduld. Nur stilles Dienen. Das ist menschliche Größe, Sieg im Kampf gegen den Eigenwillen, das ist Demut. Solche Hingabe durften wir, uns zum Vorbild, bei vielen Laien, Mönchen und Nonnen erleben.

Das Mönchstal

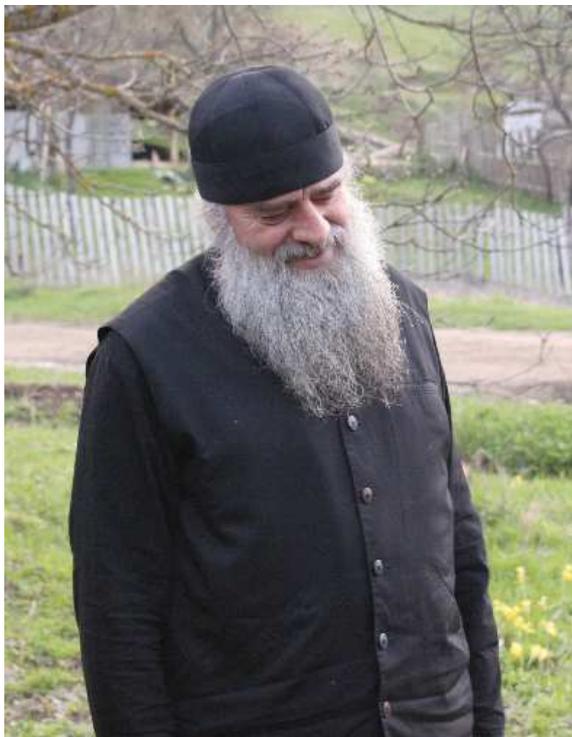
Im großen alten Kloster Gelati sitzen wir spät in der Nacht bei etwas rotem Wein in der Halle um den langen Tisch; es werden Mönchsvätergeschichten erzählt. Als wir auf unsere Reisepläne zu sprechen kommen, berichtet Vater Gabriel, der Diakon, von einem Tal im inneren Kartli, wo in den letzten Jahren viele Mönchsgemeinschaften entstanden sind, und mahnt uns, dieses Tal unbedingt zu besuchen.

Ein paar Tage und Abenteuer später überqueren wir bei Kareli im ostgeorgischen Haupttal den großen Fluß und kämpfen uns mit zehn Stundenkilometern durch die uns schon wohlvertrauten georgischen Schlaglöcher nach Südwesten in ein Gebirgstal, wie man es ähnlich auch in den Alpen oder den Karpaten finden kann. Es ist weit genug, um nicht düster oder schattig zu wirken, aber nicht großräumig genug, um für eine wirtschaftliche Nutzung interessant zu sein. Es ist eines von dutzenden Tälern dieser Art in Kartli. Außer 3 Almhöfen gibt es keinerlei weltliche Siedlungen, also gute Voraussetzungen für eine zurückgezogene Klosterkultur.

Zunächst aber erreichen wir das noch weiter unten in einem herrlichen Buchenwald gelegene Kloster Kindswiçi, dessen berühmte mittelalterliche Fresken wir in der

Hauptkirche bewundern. Als wir oberhalb des Klosters eine Kirchenruine besuchen, die bald wieder aufgebaut werden soll, grüßt uns still ein Einsiedler, der das besondere Gelübde ewigen Schweigens abgelegt hat. Wir kommunizieren wortlos. Von der jungen Bruderschaft und ihrem Abt Gideon zum Tee geladen, erfahren wir, daß im weiter oben gelegenen **Dzamat** (Dzama bedeutet Bruder) in den letzten fünfzehn Jahren achtundzwanzig kleine Klöster entstanden sind; sie zeigen uns das Grab ihres Vaters Schio, der von dort stammte und im Jahre 2008, gerade dreißigjährig, bei einem Autounfall ums Leben gekommen war und als Neubegründer des Mönchtums in diesem Tal gilt. Mit 16 Jahren schon hatte er sich weit oben in der alten Kosipalavra seine erste Zelle gebaut und von dort aus, als andere junge Männer hinzukamen, im Zusammenwirken mit dem hiesigen Metropoliten Hiob mehrere Niederlassungen gegründet. Gerne würden wir diesen Bischof kennenlernen. Die Funkverbindung macht es möglich, und zwei Stunden später werden wir bei Seiner Heiligkeit erwartet.

Wir fahren zunächst durch einige recht intakte Dörfer, deren auf Pfosten stehende Holzhäuser in Blockbauweise errichtet sind. Alles lebt. Auf den Wegen tummeln sich Säue mit ihren Ferkeln, schläfrige Hunde dösen in der Mittagssonne, einige Hennen stolzieren pickend durch die Gärten, am Straßenrand graßt ein Esel. Auf den Weiden hüten Hirten das Vieh, Kühe, Kälber, Schweine und Schafe laben sich am frischen Grün. Talaufwärts läßt die Besiedlung nach und hört schließlich ganz auf. Nach einer weiteren Stunde weitet sich der das Tal und öffnet den Blick auf eine neu errichtete Kreuzkuppelkirche. Hier treffen wir auf Mönche, die uns am Wege erwarten. Wir werden freudig empfangen und zum Haus des Bischofs geführt.



Metropolit Hiob, ein hochgewachsener, warmherziger Mann und echter Kämpfer für das Mönchtum und die Kirche, erzählt von seiner Arbeit in der Diözese. Als er hier Mitte der neunziger Jahre eingesetzt wurde, gab es acht geöffnete Kirchen und ebenso viele Priester; heute, nach fünfzehn Jahren, sind es hundert Kirchen und zweihundert Priester. Es gab ein Kloster, heute sind es sieben Klöster mit Mönchen und Nonnen aus ganz Georgien, mit Letten, Ukrainern, Russen, sogar Hebräern und ehemaligen Moslems. Besonders beeindruckt uns seine geistige Unterscheidung und seine feine Art, die nichts von einem glatten Diplomaten oder machtbewußten Kirchenfunktionär hat, sondern einfach

echt ist (was uns übrigens bei allen georgischen Hierarchen, denen wir begegneten,

positiv auffiel). Er ist ein Mann, der nicht totregiert, sondern Geist und Leben fördert, wie es sich für einen Bischof geziemt. Mit echter Demut betonte er, daß er als Bischof wohl die organisatorischen und kirchenrechtlichen Voraussetzungen für ein Aufblühen des Mönchtums gewähren könne, er sich aber dessen sehr bewußt sei, daß das allein nicht ausreiche, weil vor allem der Anschluß an die Altväterüberlieferung wieder gewonnen und die innere geistige Erfahrung des Hesyhasmus wieder wachsen müsse.

Im Laufe des Gespräches stößt **Vater Basile**, der Abt eines der Klöster, zu unserer Runde. Er forscht in alten Handschriften nach ältesten liturgischen Überlieferungen, die für den Neuaufbruch des georgischen Mönchtums wertvolle Vorlagen liefern, wobei er vom Bischof sehr unterstützt wird. Zu unserer Freude stellte sich heraus, daß seine Forschungsergebnisse bezüglich der Weihe des großen Schima sich mit denen unseres Altvaters, der ein tausend Jahre altes Mönchsweiheritual aus dem damals griechisch-byzantinischen Süditalien untersucht hatte, praktisch decken. Anhand verschiedener Details in den liturgischen Vollzügen, wie zum Beispiel jener Praxis,



daß der Neophyt während des Großen Einzugs gemeinsam mit den heiligen Gaben zum heiligen Altar geführt wird, tritt der sakramentale Rang der Weihe und der Sinn des mönchischen Ganzopfers als Liebesgabe an Gott hervor. In einer Zeit, da das Mönchtum gerne negativ, als bloße „regelstrenge“ Lebensform gesehen wird, wobei schnell ein Ruch von geistiger Enge und psychopathologischer Persönlichkeitsverbiegung entsteht, ist solche Rückbesinnung auf älteste authentische Überlieferungen besonders wertvoll. Im Gespräch wird deutlich, daß Vater Basile sehr glücklich ist, einen echten Altvater vor sich zu haben, mit dem er viele Fragen zur mönchischen Überlieferung des Heiligen Berges besprechen kann. Auch wir können viel von ihm lernen, so daß wir uns vornehmen, ihn später in seinem **Kloster Bana** zu besuchen. Es liegt

auf einer schönen Alm und besteht aus sechs oder sieben auf Stelzen stehenden Blockhütten, einer Holzkirche und einer gemeinsamen Küche samt der Halle, wo die beiden Äbte vom Mittag bis tief in die Nacht ohne Unterbrechung über alle Fragen des Mönchslebens, über das Herzensgebet, die geistige Unterscheidung und den Dienst der Ältväter sprechen, bis unserem ausgezeichneten Übersetzer Julian Rabius der Kopf schwirrt. Nach einer kurzen Nachtruhe und einem Morgengottesdienst wird das fruchtbare Gespräch fortgeführt, bis wir am Nachmittag schweren Herzens den georgischen Athos in Richtung der Hauptstadt verlassen müssen.



Neben Abt Basile sind uns im Dzamatal auch andere Väter begegnet, die ich nie vergessen werde. Einer von ihnen, ein kräftiger Rotschopf, fällt mir sofort in die Arme; wir gleichen einander wie zwei Brüder. Vater Samson, ebenfalls Mönch und Diakon, stammt aus der alten georgischen Provinz Lasika östlich von Trapezunt (heute Türkei). Er packt mich am Arm, als kennte er mich ewig, und zeigt mir das umliegende Gelände. „Dort oben leben drei Väter, jeder für sich einsam im Wald, in immerwährendem Schweigen und Gebet. Nur einmal in der Woche kommen sie zusammen, um die Nachtwache zum

Sonntag und die göttliche Liturgie zu feiern.“ Dann weist er auf einen Punkt am gegenüberliegenden Bergsturz, eine kaum sichtbare Höhle im Fels, die nur über Seile zu erreichen ist: „Dort lebt Vater Joane, ein Einsiedler, der stets flieht, wenn sich jemand seiner Höhle naht. Weiter oben aber, dort bei den Schneebergen, gibt es zwei Klöster auf 2000 m Höhe, dort habe ich einige Jahre gelebt. Willst du meine jetzige Zelle sehen? Ein Palast!“ Er führt mich zu einem windigen Verschlag, der wie ein Hühnerstall auf Stelzen zwei Meter über dem Boden, hart am Ufer des sprudelnden Flusses, steht und in dem sich eine Ikone, ein paar Bücher und ein Feldbett mit Decken befinden. Etwas später schenkt uns Vater Samson die schöne getriebene Christusikone, etwas Erde vom Grab des heiligen Panteleimon, einen Rosenwassersprenger aus Messing und dem Julian eine altgeorgische Bibel – kurz alles, was er hatte. Solchen Mönchen, Engeln im Leibe, solch echter heiliger Kindlichkeit, durften wir begegnen.

Der andere ist Vater Barnabas, ebenfalls ein Mönchsdiakon, der in der alten Kosipa-Lavra lebt, dem Hauptkloster des Mönchstals, einige Fahrtstunden und drei Flußdurchquerungen weiter auf einer Höhe von 1500 Metern. Trotz der späten Stunde werden wir herzlich begrüßt. Die Mönche haben dort einen frühchristlichen Komplex von sieben kleinen sich aneinanderschmiegenden Kirchen wieder aufgebaut, so

daß sie ihren Gottesdienst jeden Tag in einem anderen der Kirchlein feiern können. Kosipa ist eine raube Gegend, wo sich Ende April gerade das erste Grün zaghaft an den Bäumen zeigt. Nachts heulen die Wölfe, und um sich vor den Bären zu schützen, halten sich die Väter einen riesigen kaukasischen Schäferhund, selbst ein Bär von Gestalt, der sich am nächsten Morgen unglücklicherweise von seiner Kette losreißt und um ein Haar unseren Vater Panteleimon aufgefressen hätte, wäre ihm nicht Vater Barnabas eilends zu Hilfe gekommen. Als wir uns von ihm und seinem stillen Mitbruder Vater Philipp verabschieden, schenkt auch dieser Mönch uns das wenige, was er an irdischen Kostbarkeiten besitzt: einen goldenen Diakonschal, seinen Chorumhang, einen Mönchshut, ein Stück Rinde der Eiche vom Hain Mamre und ein Steinchen vom Altar des David Garetschi-Klosters, auf dem die Moslems einst 6000 Mönche geköpft haben.

Ein kartwelischer Nachmittag mit Vater Taniel



Eine halbe Stunde nördlich der Hauptstadt, im Dorf Saguramo, wo die wohlhabenden Georgier heute ihre Villen bauen, halten wir eines Samstagnachmittages an einer stolzen, gerade vollendeten Kirche, um den Weg zum Sedaseni-Kloster zu erfragen. Doch wir sind im Kaukasus, und so kommt alles ganz anders als geplant... Im Tempel, wo wir hoffen, einen Ortskundigen anzutreffen, findet gerade der Vespertagottesdienst statt. Da: ein vertrautes Gesicht. Einer der Priester, den wir vor einer Woche beim Patriarchen in der Dreifaltigkeitskathedrale kennengelernt hatten, kommt uns mit offenen Armen durch die dicht gedrängt stehenden Gläubigen entgegengeschoben und führt uns, nachdem wir verehrt haben, ins Allerheiligste, wo uns Mönche begrüßen: wir sind in einer Klosterkirche. Vater Taniel stellt uns als Vertreter der jungen deutschen Orthodorie vor und bittet unseren Altvater um eine kurze Ansprache, die Julian übersetzt. Der Chor singt uns zu Ehren den Hymnos des heiligen Neumartyrers Ilja Tschawtschawadsse, dem die Kirche geweiht ist.

Kaum ist der Gesang vollendet, führt uns Vater Taniel in die Trapeza des jungen Klosters, wo auf wunderbare Weise schon die Tafel für uns bereitet ist. Undenkbar, eine so von Herzen kommende Einladung abzulehnen, ganz gleich, welche Pläne man für den Abend, den nächsten Tag oder sein weiteres Leben hatte. Die Gläser werden mit Wein gefüllt. Der Gastgeber prüft. Nein, dieser darf es nicht sein; er schüttet den Inhalt unserer Gläser zurück und ruft den Novizen, der uns bedient: „Alexander, bring den besten schwarzroten Wein, den wir haben!“; und so geschah es.

An einer echten georgischen Tafel kann man nicht einfach Wein trinken, wie es beliebt, das gölte als gierig. Zu jedem Schluck gehört ein geistvoller Trinkspruch, ein

gutes Wort, oder eben ein Segen des Gastgebers. Der Wein öffnet das Herz, er wird genossen, aber nicht achtlos. Die Trinksprüche haben eine ritualisierte thematische Abfolge, die sich an den Fürbitten der göttlichen Liturgie orientiert: Man beginnt „Zur Ehre Gottes“, im weiteren Verlauf trinkt man auf die Verstorbenen, dann auf die Lebenden und die Kommenden, dann wird eingefügt, was gerade besonders am Herzen liegt. Den Abschluß bildet das Gedenken der allheiligen Mutter Gottes Maria. Vater Tariel erhebt den Becher, erhebt sein Wort zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, erhebt seinen Geist zu den ewigen Himmeln hinan und – leert den Kelch bis auf den Grund. Wir Deutschen zögern. Wein in einem Satz austrinken? Vater Tariel zeigt aus dem Fenster auf das weite Tal, das sich nach Norden hin öffnet. Im Abendlicht leuchten die weißen Gletscher und Felskämme des hohen Kaukasus. „Dort ist Rußland.“ Er weist nach Westen in die Talebene des Mtkvari-Flusses: „Da, jenseits der Berge: das Schwarze Meer.“ Er deutet auf den Berg hinter dem Kloster: „Von dort siehst du die armenische Grenze. So klein ist unser Land und doch so reich. Hier lebt das alte Christentum, hier atmet es heiligen Geist, hier pulsiert Blut in seinen Adern, gleich diesem Weine. Gleich diesem Wein – und dem Blut seiner unzähligen Blutzengen, die in den letzten 1800 Jahren hier für Christus geschlachtet wurden. Nirgendwo wurde so viel Blut vergossen.“ Er erhebt die Stimme und trägt ein Gedicht vor: „... Ihr habt gelernt, vier Ozeane gebe es auf diesem Erdenrund. Ich kenne einen fünften Ozean; es ist das Blut der georgischen Märtyrer ... Trinken wir auf die Ehre unserer Vorfäter, auf die Ehre der Blutzengen unseres georgischen und eures deutschen Landes!“

Gleich nach den Verstorbenen gedenken wir der Lebenden und der Kinder, der leiblichen wie der geistigen, und aller, die noch der Geburt harren... Es folgen die Mütter. Vater Tariel erzählt: „Mein Bruder, mein Freund und auch mein Vater ist gestorben, doch der Tod der eigenen Mutter rührt unendlich tiefer. Unsere Mütter bergen uns im Leibe, sie säugen und erziehen uns. Ein großes Geheimnis, die Mutterschaft. Selig seien alle Mütter. Das Wort »Frau« bedeutet im Georgischen »die das Tuch trägt«, die das Leben wie in einem Tuch umhüllt, schützt und gebiert, es sorgsam hegt, bis es zu eigener Gestalt erwächst. Denkt an die allheilige Mutter Gottes, denkt an Sidonia, die kurz nach der Auferstehung des Herrn hier in Mts'cheta Sein Gewand empfing und, es in ihren Händen haltend, starb. Denkt an die heilige Nino, die im vierten Jahrhundert durch ihr Gebet die Königin heilte und Georgien Christus, dem himmlischen Herrn, vermählte. So wurde unser Land durch Frauen geheiligt und bekehrt. Seht die georgischen Frauen in der Kirche, die vielen jungen Mütter; stolz und gerade, aufrecht und schön wie die Blumen im Frühling. Schön ist, wer Gott im Herzen trägt und Ihn liebt. Auf die Mütter, auf die Frauen!“

Das Gespräch schlägt eine neue Richtung ein. Über die Schönheit gelangen wir zur Kunst und erfahren, daß Vater Tariel Leiter der Kunstwerkstätten des Patriarchates ist. Er erzählt uns, wie man dort in allen Künsten, sei es Architektur, Gold- und Silberschmiede, Ikonenmalerei oder Kirchengesang, grundsätzlich die äl-

testen, urbildlichen Formen aufgreift und mit Kunstverstand und geistigem Gespür entwickelt. Wieder staunen wir über das Phänomen, daß hier in Georgien mit absoluter Selbstverständlichkeit derselbe orthodoxe Geist und dieselbe Auffassung von sakraler Kunst herrschen wie bei uns im Buchagener Heiligtum, womit wir in Deutschland allerdings ziemlich allein auf weiter Flur stehen. Er spürt unsere innere Bewegung, entschuldigt sich und kommt nach einer Minute mit einem herrlichen, in spätantiker Form gearbeiteten goldenen Brustkreuz zurück, das er unserem Altvater schenkt. „Auf die Mufen, auf die göttlichen Künste!“

Wir zeigen ihm einige Bilder von unserem Kloster in Deutschland. Er ist begeistert. Dieser gestandene Mann, Vater von sechs Kindern, Architekt, Künstler und Beichtvater, ist von tiefer Ehrfurcht vor dem Mönchtum und seiner eigenen Sehnsucht nach dem Weg des Ganzopfers erfüllt. Nachdem er uns noch die wunderbare, von ihm entworfene Kirche und andere Projekte samt Bauplänen gezeigt hat, läßt er uns schließlich unter beiderseitigen Tränen der Liebe und Freundschaft unseres Weges ziehen.

„Christ ist erstanden!“

In der orthodoxen Kirche gibt es den schönen Brauch, daß sich in der Zeit von Ostern bis zur Himmelfahrt Christi die Gläubigen ausschließlich mit den Worten: „Christus ist auferstanden!“ und der Antwort: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ grüßen. Kein „Hallo“, kein „Guten Morgen!“, sondern nur freudige Auserstehung. Wenn wir die Menschen in Deutschland auf diese Weise begrüßen, stoßen wir oft auf Unverständnis, Ratlosigkeit. Ganz anders in Georgien. „Christe arstga!“ – „Tscheschmaritat arstga!“ waren die ersten Worte, die wir schon in Buchhagen gelernt hatten, und tatsächlich wurden sie nicht nur von allen verstanden, sondern auch freudig erwidert. Vier Wochen lang durften wir erleben, wie das ganze Land von einem gewaltigen „Christ ist erstanden!“ hallte. Das erste Mal schon auf dem Flughafen in Tbilisi, als uns Altvater Joane vom Mta Zminda in die Arme und ins Herz schloß. Das zweite Mal, als wir nach nächtlicher Fahrt sein Stadtkloster erreichten und etwas erschrafen, als drei junge Schutzpolizisten, die das Kloster bewachen, unserem Wagen eilends entgegenliefen, die Türen aufrissen und – statt uns zu verhaften – sich tief vor uns verbeugten, um den Segen zu empfangen und unser Gepäck zu tragen. Stolz riefen wir unsere ersten georgischen Worte und sie antworteten: „Arstga, Arstga!“ – „Auserstanden, Auserstanden!“

Noch ganz anders hörten wir es am Sonntag in der Dreifaltigkeitskathedrale. Nach der fünfständigen Göttlichen Liturgie waren wir im Allerheiligsten gerade dabei, unsere liturgischen Gewänder abzulegen, als auf einmal ein gewaltiges „Tschhh!“ wie eine Explosion durch den Tempel feuerte. War eine Bombe explodiert? Ein neuerliches Attentat? Leb wohl, du schöne Welt! Und wieder!! Nach einem dritten Knall ist alles ruhig und niemand zeigt eine Spur von Aufregung. Als wir einen der Tempeldiener fragen, was das war, sagt er: das war der Abschlußsegens; die Gläubigen haben auf

den Ostergruß des Priesters „Tscheschmeritat arstga!“ gerufen. Aus fünftausend Kehlen gleichzeitig klingt das tatsächlich wie ein Kanonenschuß!

Viele, viele Male tauschten wir nicht nur den heiligen Gruß sondern hörten das „Christ ist erstanden“ an allen möglichen Orten, immer dreistimmig, im altgeorgischen Stil gesungen. Wir hörten es in der Kirche unseres **Davidsklosters** in Tbilisi vom führenden Männerkirchenchor des Landes unter seinem Leiter **Malchas Erkwanidze**, wir hörten es von jungen Nonnen, die am Üben waren, von Studenten und von Dorfschören; wir hörten es in den Bergen und in der Wüste, und einmal gar von einer Schülergruppe, die im Nieselregen mit Kerzen in den Händen vor einer Kirchenbaustelle in Kutaisi uns ein Ständchen sang.

Einer der Gründe unserer Reise war, aus erster Hand mehr über den georgischen Kirchengesang zu erfahren. Das Interesse war beiderseitig; so durften wir auf Einladung von **Vater Joane** in der Hauptkirche des Klosters eine komplette Nachtwache samt Liturgie feiern und im deutschen Choral singen. Nachdem auch wir den georgischen Choral in den verschiedenen Stufen seiner Erneuerung gehört hatten, war es für uns ein großer Segen, mehrfach mit jenem Mann zusammenzutreffen, dem die Wiedererweckung des georgischen Kirchengesangs zu einem nicht unbedeutenden Teil zu verdanken ist, **Malchas Erkwanidze**. Mit ihm konnten wir viel über Fragen des



archaischen Choralgesangs und der naturtönigen Feinstimmung sprechen. Es waren besondere Männer, die unter abenteuerlichen Umständen und teilweise unter Lebensgefahr diese Tradition für die Nachwelt bewahrt haben. Ein Mönch im Kloster

Gelati hat Anfang des 20. Jahrhunderts alle Gesänge, soweit er sie auswendig konnte, in westeuropäischer Notenschrift aufgezeichnet. Als die Klöster nach 1921 geschlossen wurden, hat er das Material in einem anderen Kloster, wo er als Museumswärter arbeitete, im Garten vergraben. Viel später bekam er Kontakt zu einem Geschichtswissenschaftler, der als Leiter des Staatlichen Handschriftenarchivs das Material als „historisches Zeugnis georgischer Volkskunst“ unterbringen konnte. Im Zuge der nationalen Wiedergeburt Georgiens fanden Musikstudenten das Material und sangen 1988 in einem Kloster bei Tiflis zum ersten Mal seit 100 Jahren wieder georgischen Choral. Die Menschen, die damals nur die russische und die griechisch-byzantinische Gesangsart kannten, waren begeistert; der Patriarch setzte die Studenten die in der ältesten Tbiliser Kirche (Antschis'chati) als Kirchenmusiker ein. Die Entwicklung wurde teils aus Unwissenheit, teils von außen aus kulturimperialistischen Impulsen heraus bekämpft und in Frage gestellt, aber der Patriarch hat sich von Anfang an fest dahinter gestellt. Malchas Erkwanize hat mittlerweile 5 Bände mit Noten herausgegeben und treibt die wissenschaftliche Erforschung voran. Aus alten Tonaufzeichnungen und in Analogie zu erhaltenen Volksgesangstraditionen rekonstruiert er das altgeorgische Tonsystem. Auch unterrichtet er im Kloster auf dem Mta Zminda Kirchengesang und leitet den Männerchor, der dort zu den Liturgien singt. Aufgrund seiner eigenen Arbeit und Erfahrung konnte er ermessen, und brachte es auch zum Ausdruck, welch epochales Werk mit der Schöpfung einer deutschen orthodoxen Gesangstradition im deutschen Kloster in Buchhagen geleistet wird.

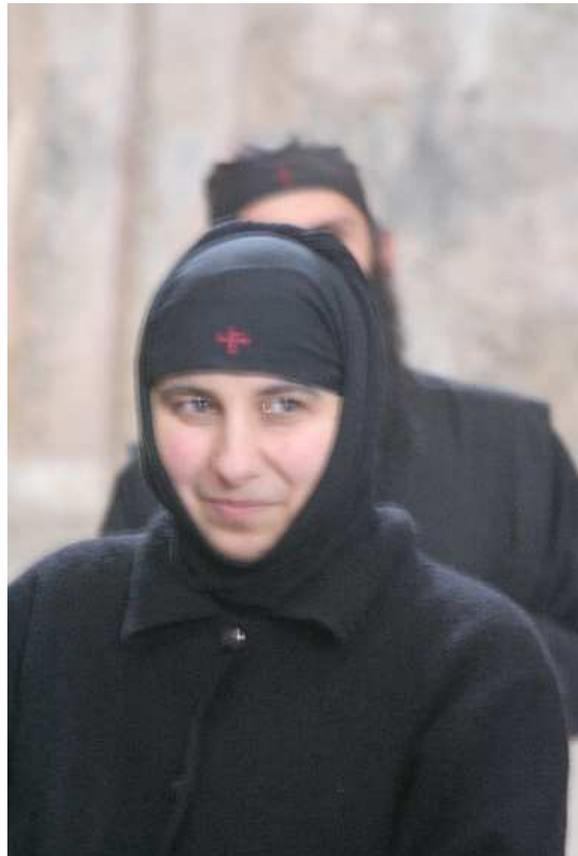
„Deutschland und Georgien!“

„Deutschland und Georgien!“ gehörte zu den häufigsten Trinksprüchen. Für uns Deutsche (die wir unsererseits viel zu wenig über Georgien wissen) ist es aufgrund unserer Prägung zunächst ganz unerwartet, daß die Georgier eine tiefe Sympathie für unsere Heimat und unser Volk hegen. In vielen Gesprächen hörten wir Analysen zur geistigen und politischen Lage Deutschlands, die klarer und treffender waren als vieles, was man in Deutschland hört und liest.

In Mutter Mariam lernen wir eine hochgebildete Nonne kennen, die in der Nähe der alten Hauptstadt Mts'cheta ein Heim für ehemalige Straßenkinder leitet. Sie hatte über Jahre keine Privatsphäre, keinen geregelten Tagesablauf, sondern war Tag und Nacht für ihre wilden Schützlinge auf den Beinen. Sie erscheint mir als verborgene, tragende Säule der Kirche, deren ernstes, blaßes Antlitz sich zuweilen zu einem herrlichen, herzlichen Lachen weitet, das von tiefer innerer Freude und Freiheit zeugt. In ihren Studenten- und Dissidentenjahren hat sich die Altphilologin viele deutsche Denker, Philosophen und Literaten erschlossen. Für sie verband sich bei Nietzsche und Thomas Mann mit der scharfen kritischen Analyse der damaligen Lebenswelt ein un-

bedingter Wille zur Wahrheit (und eben nicht zur Macht), der sie selber zum orthodoxen Christentum und schließlich zur Ganzhingabe geführt hat.

Mutter Johanna von Schuamta überraschte viele, als sie nach ihrem 1=er Staatsexamen in Chemie nicht in die Wirtschaft, sondern den Weg des Mönchtums ging. Sie hat in einem griechischen Kloster gelernt, die Weihe der großen heiligen engelgleichen Gestalt empfangen und ist eine echte Altmutter. Die junge, sehr klare und tatkräftige Äbtissin hat im vorigen Jahr den Patriarchen nach Deutschland begleitet, wo er nach dem auf ihn verübten Mordanschlag in der Berliner Charite behandelt wurde. Die Situation unseres Landes und seiner Menschen haben einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. In den Augen vieler sah sie das große geistige Potential, eine echte Sehnsucht nach Wahrheit, letztlich nach Gott, aber blockiert, wie gefesselt, als wenn die Menschen nicht sie selbst sein dürften.



Die Grundstimmung sei daher gedrückt und hindere die Menschen aufrecht und frei in die Vergangenheit, in die Zukunft und in die jenseitige Welt zu schauen. Das deutsche Volk, das desorientiert ohne echte Eliten dahintreibt und seine Kräfte im Uneigentlichen verschleißt, droht geistig und physisch unterzugehen. Der Nebel müßte sich lichten, damit wir wieder klar sehen lernen, das Gute vom Schlechten unterscheiden und uns Gott, dem Allguten zuwenden. Sie berichtete auch von ihrem eigenen Werdegang und den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen um die authentische georgische Orthodoxie. Nach der Wende mußte der Anschluß an den lebendigen Gnadenstrom der Altvätertradition hergestellt, zugleich aber das Eigene wiedergewonnen, bewahrt und geistig aufgerichtet werden. Nachdem 1990 die Russifizierung aufgehört hatte, drohte nun neben der Anglisierung im säkularen Bereich die Gräzisierung der georgischen Kirche. Während einige griechische Bischöfe und Äbte den Georgiern wirklich selbstlos halfen, was offensichtlich eine tiefe Dankbarkeit hinterlassen hat, durchzogen andere Geistliche die jungen georgischen Gemeinden und Klöster und erzählten den Menschen, daß der eigene georgische Kirchengesang „unkanonisch“ sei. Statt dessen propagierten sie den Byzantinismus, so wie die Russen ihren Stil; und viele neubekehrte Georgier, die noch unsicher in ihrer orthodoxen Identität waren, redeten es nach. Jedenfalls erfordert die Neugewinnung der heiligen Überlieferung in einer authentischen Gestalt große

geistige Unterscheidung: das Andere verstehen, aufnehmen, lieben und achten, zugleich das Eigene erkennen, bilden, bewahren und schützen, und dabei den Blick nicht zur Seite ablenken lassen, sondern immer in die Vertikale, nach oben zu den ewigen Urbildern hin richten. Es sind dieselben Fragen, vor die auch wir hier in Deutschland gestellt sind.

Im Herbst diesen Jahres weilten zwei junge Frauen aus unserer Bruderschaft, Nino und Walburga, für drei Wochen bei Altmutter Johanna und ihren fünfzehn Jüngerinnen im herrlich gelegenen Schuamta.

Schlussakkord: Die Wiederaufrichtung des Bildes

Vater Nemas, ein verheirateter Priester, ist geistiger Schüler des 1996 entschlafenen heiligen Vaters Gabriel, von dem manche Großtaten und herzerfrischende Anekdoten berichtet werden, und dessen Grab wir im Samtanvokloster verehrt haben. Als kleiner Junge hat Vater Nemas manchmal die Schule geschwänzt, um seinen Altvater zu besuchen. Eines Morgens war der ganz außer sich vor Freude und strahlte ihn an: „Weißt du, heute wache ich auf, hatte keine Zeit mehr, mich anzuziehen, und laufe im Schlafanzug quer durch die Stadt; die Leute rufen mir dies und das zu, aber ich lasse mich von niemandem aufhalten. Ich laufe zum Ufer der Mtkwari, wo die Lastwagen den Müll abkippen und just in jenem Augenblick, als ich die Stelle erreiche, hat ein Müllauto den ersten Teil seiner Ladung abgekippt und holt aus, auch den Rest abzuschütten. Da liegt auf dem Haufen vor mir, du wirst es nicht glauben, eine wunderschöne Ikone der Mutter Gottes Maria mit silbernem Oklad. Ich greife zu; eine Sekunde später wäre sie für immer verschüttet gewesen; und bin gleich mit meinem Schatz zurück.“ Indem er seinen Blick stets auf Gott gerichtet hielt und immer augenblicklich tat, was der Herr von ihm wollte, rettete er das heilige Bild aus dem Unrat, und das zu einer Zeit, als man es, auch im übertragenen Sinne, mit Füßen trat. Er reinigte es und erhob es an den gebührenden Ort. So wurde er selbst zur Ikone, zum Abbild Christi und Seiner allheiligen Mutter Maria.

Eines Sonntagnachmittages, als wir von Vater Nikolaus im klostereigenen Geländewagen zum Heiligen Berg gefahren wurden, stand der Verkehr still. Eine große Menschenmenge zog von der Hauptstraße singend den steilen Hang zum Kloster hinauf. Als unser Fahrer geradewegs auf die Menge zuhält und sich mit flottem Tempo einen Weg durch die Massen bahnt, sind wir schon etwas irritiert. Man stelle sich die Reaktion deutscher Demonstranten vor, durch deren Zug sich ein teurer Wagen mit Geistlichen schiebt ... Doch kaum erkennen die Jugendlichen, wer in dem Wagen sitzt, springen sie zur Seite, die jungen Männer nehmen die Mützen von den Häuptern und verbeugen sich, einige erbitten durch das offene Fenster den Segen, andere berühren nur das Gefährt mit den Händen.



Als wir schließlich am Kloster anlangen, lacht Vater Nikolaus über unsere Beunruhigung und meint: „Wenn der Hirte durch die Herde zieht, erkennen ihn die Seinen und freuen sich.“ Vom Platz vor der Klosterkirche beobachten wir, wie sich der Zug den Berg hinauf bewegt. Vier starke Männer, die auf ihren Schultern eine große Ikone Christi tragen, bilden die Vorhut; ihnen folgt eine ganze Schar Tempeldiener in langen roten Gewändern. Wir erfahren, daß sie um die Rückführung der berühmten Christusikone, deren Kopie sie mit sich führen, aus einem Museum in ihre Kirche kämpfen. Welches Feuer lodert in ihren Herzen! Den ganzen Sonntag bis in den hohen

Mittag stehen sie in der Kirche, und kurz darauf ziehen sie singend mit dem heiligen Bild und Tragekreuzen durch die Stadt und segnen vom hochgelegenen Heiligtum aus die Stadt und das Land. Das ist Gottbegeisterung, das ist christliche Freude, das sind Menschen, von denen wir Deutsche vieles lernen können. Sie haben das verlorengelachte Bild aus dem Hades befreit und zu neuer, uralter Ehre erhoben und richten sich nun nach dem Urbilde aus, um von ihm neu gebildet zu werden. So singen wir am Sonntag der Orthodorie:

Des Vaters unumschreibbares Wort
ward aus Dir, o Jungfrau, Fleisch umschrieben +
Und das zerfließende Bild ward vom Urbild her neu gebildet,
der göttlichen Schönheit geeint +
So bekennen wir das Heil und ergründen es in Wort und Tat +



- 22.–27. Februar **Choralseminar:**
Einführung in den naturtönigen Kultgesang
Beginn Dienstag 15.30, Abschluß Sonntag nach der Liturgie
Die Teilnehmer erhalten Einblick in die faszinierenden Zusammenhänge von Musik, Proportion und Harmonie.
Erfahrung im Chorgesang und gutes Gehör wird vorausgesetzt.
Seminargebühr 180,- Familiaren 140,-
Jugendliche bis 24 100,-
7. – 11. März **Woche der Reinigung (Klausur)**
18. – 24. April **Karwoche und Ostern (anschl. Klausur)**
12. Juni **Pfingsten**
19. Juni **Allerheiligen,**
Prozession mit dem Allerheiligenschrein
9. – 17. Juli **Wertwoche nur für Jugendliche (nach Absprache)**
Mit Markus Klammt
21. – 24. Juli **Seminar:**
Vom Mysterium der göttlichen Liturgie
Beginn Donnerstag 10.00, Abschluß Sonntag nach der Liturgie
Seminargebühr: 180,- Familiaren 140,- Jugendliche bis 24 100,-
- Juli und August **Wertwochen (nach Absprache)**
1. – 3. Oktober **Familiarentag**

Beachten Sie unsere neuesten Buchempfehlungen im Netz unter orthodox.de.

Deutsches orthodoxes Heiliges Dreifaltigkeitskloster Buchhagen
37619 Bodenwerder
Fernruf: 05533 999369
Netz: orthodox.de

Spendenkonto: 26 00 24 28 Sparkasse Weserbergland BLZ 254 501 10
aus dem Ausland; IBAN: DE 50 2545 0110 0026 0024 28
SWIFT-BIC: NOLADE 21 SWB